

1967 K01

ZOLTÁN KODÁLY

02401

DIE KAISERLICHEN ABENTEUER DES HÁRY JÁNOS



WÜRTEMBERGISCHE STAATSTHEATER STUTTGART

Sobald Háy spricht, beginnt das Märchen. Dies ist der Schlüssel des Háy aus dem Stück, in dem nicht nur der unvergängliche Veteran des Dichters Garay eine Rolle spielt. Háy ist viel mehr als eine gute Genrefigur, als ein ungarischer „miles gloriosus“: er ist die zum Leben erweckte ungarische Märchenfantasie. Er lügt nicht, er ersinnt Märchen: er ist Dichter. Was er erzählt, hat sich zwar nie ereignet, er aber hat es erlebt, es ist also wahrer als die Wirklichkeit. Die Musik zu diesem Stück entstammt demselben Geist. Ich weiß nicht, in wie weit es mir gelang, doch weiß ich, daß die Lieder gut sind. Sie stammen alle aus der Volkstradition, man kann sie auch heute noch nach ein bis zwei Stunden Reise im Dorf hören. Sie sind geeigneter als jede persönliche Lyrik aus dem Munde der Darsteller glaubhaft und überzeugend zu wirken. Perlen sind es, nur die Fassung stammt von mir. Ich bemühte mich, sie ihrer würdig zu gestalten.

Meines Wissens erklingen zum ersten Male Lieder des ungarischen Volkes auf der Bühne des Opernhauses. Möge mit ihnen ein wenig Liebe zu den ärmsten Kindern dieses verwaisten Landes wach werden.

Zoltán Kodály anlässlich der Uraufführung 1926



Ferenc Bónis

Der Märchendichter und die Märchenfigur Háry János

Háry János – oder wie er sich selbst, als Soldat des österreichischen Kaisers und des ungarischen Königs im Singspiel Zoltán Kodálys „auf gut deutsch“ nennt: Johannes Háry – verließ dreimal seine engere Heimat, das transdanubisch-ungarische Komitat Tolna, um in der weiten Welt zu abenteuernd. Das erstmal, um 1880, tat er es in der Wirklichkeit. Háry János war nämlich kein erfundener Held der Märchenwelt. Nur seine Abenteuer sind erfunden: zum Teil von ihm selbst, zum Teil von einem Dichter im 19. und einem Musiker im 20. Jahrhundert.

Wie weit gelangte im Laufe seiner Abenteuer der „Wirkliche“ Háry? Niemand weiß es mehr genau. Sicher ist nur, daß er, ein Sohn des Komitats Tolna, seine Dienstzeit in der österreichisch-ungarischen Armee ausgedient, sich als Mitglied der ehrbaren Hafner-Zunft in der Stadt Szekszárd niederließ. Er war überall im Komitat ein berühmter Erzähler: Erfinder und Held seiner phantastischen, nie- geschehenen Geschichten.

Das zweitemal verließ Háry seine Heimat als Held einer Dichtung. János Garay (1812-1853), Mitglied der romantisch-ungarischen Dichter- Generation um die Mitte des Jahrhunderts, ein gebürtiger Szekszárder, der den aus- gedienten Haudegen noch kannte, verewigte seine Gestalt 1843 in einer humoristisch- epischen Dichtung. Das Gedicht machte Háry János, als „Verwandten“ des Miles gloriosus von Plautus und des Barons Münchhausen, überall im Land berühmt. Aus dem Namen ist im ungarischen allgemeinen Bewußtseins ein neuer Begriff entstanden: „Háryada“ ist in der

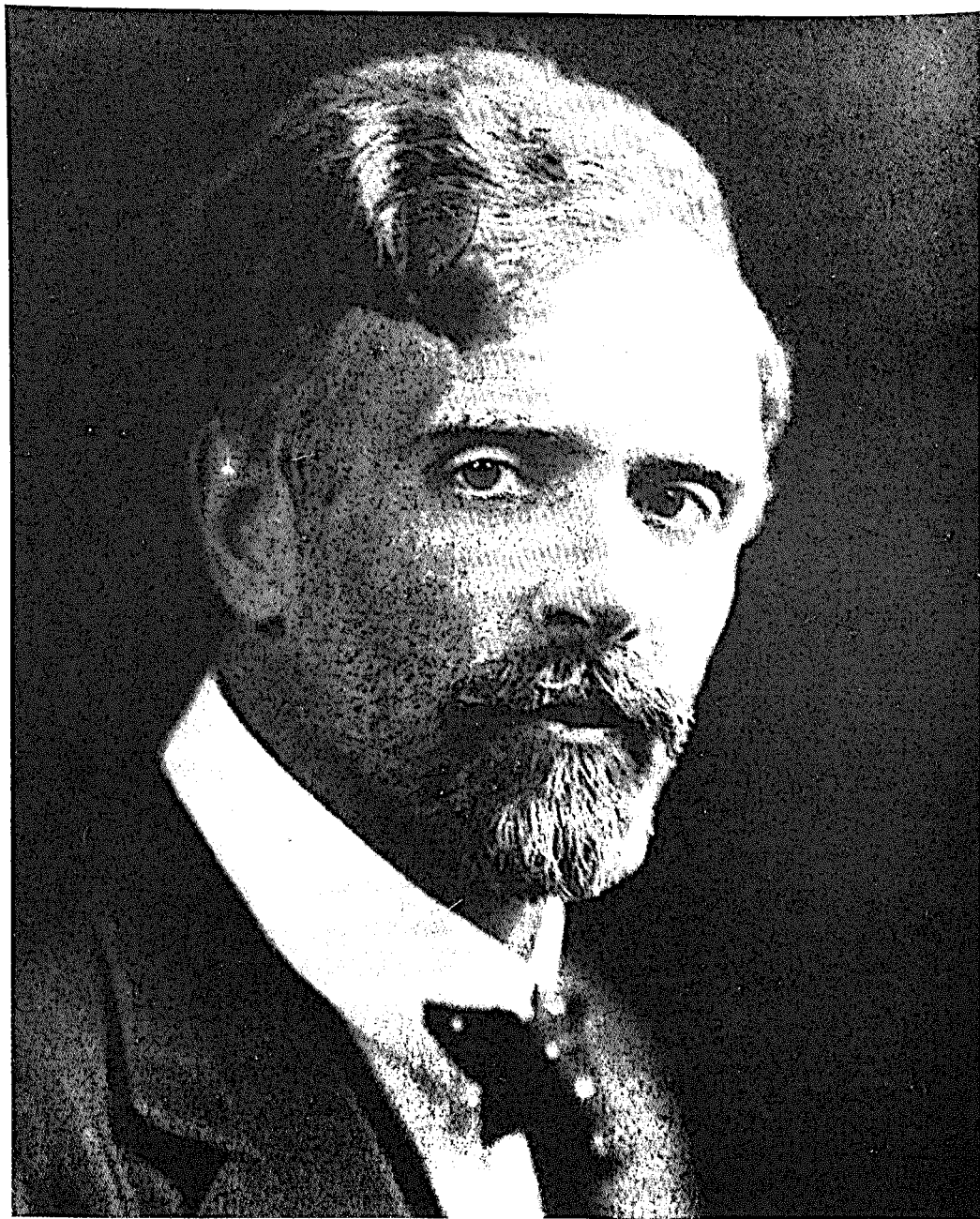
ungarischen Sprache heute noch der „Groß- prahlerei“ gleichbedeutend.

Der Dichter Garay hatte übrigens in einer der Nebenpersonen seiner epischen Dichtung auch sich selbst modelliert. Er ist in der Gestalt des „pffiffigen Studenten“ zu erkennen, der von den Geschichten des Háry kein einziges Wort *glaubt*, sich aber an dem Märchen *ergötzt*. An Stellen der Dichtung, wo der alte Soldat das Beil zu weit wirft, erscheint immer wieder ein refrain-artiger Spruch: „Der pffiffige Student nieste herzhaft darauf“. Mit dieser zweifelnd- entzückten Geste erinnert auch Zoltán Kodály in seiner Musik an den Literaten, der die Figur Hárys als erster verewigte, an János Garay. Die Instrumental-Invokation des Singspiels Háry János, „Das Märchen beginnt“ – beginnt in der Tat mit einem mächtigen *glissando*, einem „herzhaften Nieser“ des Orchesters.

Und damit gelangten wir zur letzten und größten Reise des Háry János: wie er durch die Musik die ganze Welt kreuz und quer durch- wanderte.

Diese „letzte Wanderung“ begann am 16. Oktober 1926. An diesem Tag hatte die Budapester Staatsoper das Singspiel *Háry János – seine Abenteuer von Groß-Abony bis zur Wiener Hofburg* uraufgeführt. Seitdem hat Háry János, durch das Singspiel und besonders die gleich- namige Orchester-Suite, die Opernbühnen und Konzertsäle der ganzen Welt „erobert“.

Der Komponist des Singspiels, *Zoltán Kodály* (1882-1967) gehörte zu den originellsten und vielseitigsten Komponisten seiner Zeit und seines Landes. Er besuchte die Kompositions- klasse der Budapester Musikschule parallel mit den Vorlesungen der Philosophischen Fakultät der Budapester Universität. Diese doppelte Ausbildung ermöglichte ihm als Komponist, als Volksmusikforscher und als Pädagoge gleich- zeitig zu wirken. Zusammen mit seinem um eineinhalb Jahren älteren Freund und Waffen- gefährten Béla Bartók hat Kodály die bis dahin so gut wie vollkommen unbekanntes uralte



Zoltán Kodály um 1926

Schicht der ungarischen Volksmusik entdeckt und nach den „Volkslied-Modellen“ eine eigene und eigentliche Musiksprache geschaffen. Die Verwandtschaft gewisser Versformen der klassischen griechisch-römischen wie der ungarischen Dichtkunst entdeckend, ist er der bahnbrechende Meister des modernen ungarischen Kunstliedes geworden (*Sieben Gesänge*, op. 6, 1912-16; *Fünf Lieder*, op. 9, 1915-18). Zur gleichen Zeit wie Prokofjew und Strawinsky initiierte Kodály eine spezifische Art der neuen Richtung musikalischer Neoklassik (*Sonate für Violoncello solo*, op. 8, 1915; *Kádár István*, 1917; *Psalmus Hungaricus*, op. 13, 1923; *Vier italienische Madrigale*, 1932; *Concerto für Orchester*, 1939). Auch zur Volksmusik näherte er sich als ein Neoklassiker: sie implizierte für Kodály Geschichte der Menschheit, ungeschriebene Literatur, Bruchstücke eines zerfallenen, einst monumentalen Volks-epos. Diese Bruchstücke zusammenzufassen und im Sinne des 20. Jahrhunderts zu deuten: dies war eine der wichtigsten Aufgaben für Kodály. In diesem Zeichen entstanden zwischen 1924 und 1932 die Lieder der großen Reihe *Ungarische Volksmusik - 57 ungarische Volkslieder und Balladen für Singstimme und Klavier nach Themen geordnet -* und dieselbe Materie, als Singspiele, nach den Forderungen der Bühne eingerichtet: *Háry János* (op. 15, 1926) und die *Spinnstube* (1932). Mit Recht stellte Kodály von diesen Werken fest, daß sie „kollektive Schöpfungen“ seien. „ . . . ich weiß - sagte er zur Zeit der Uraufführung seines Háry János -, daß die Lieder der Darsteller gut sind. Alle stammen aus der Volkstradition . . . Sie sind Perlen, nur die Fassung stammt von mir. Ich war bestrebt, daß diese ihrer würdig sei.“

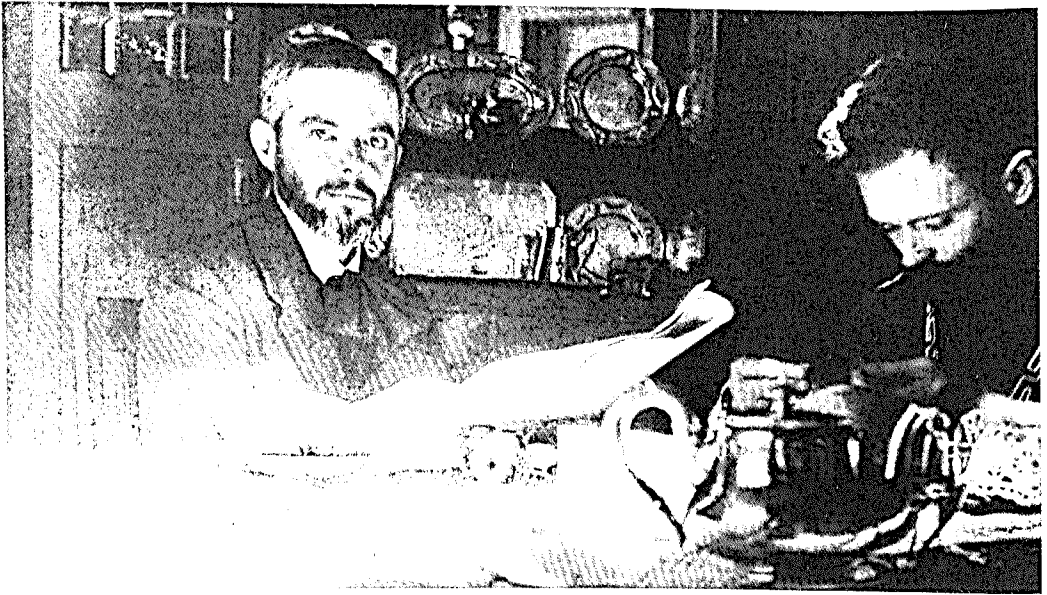
Seit dem *Psalmus Hungaricus* war es offensichtlich, daß Kodály in der „modernen historischen Vision“ seine eigenste Kunstgattung fand. *Aus einigen echten oder imaginären musikalischen Bruchstücken „das Ganze“ zusammenzustellen, eine Epoche der ungarischen Vergangenheit unter Aspekt des 20. Jahrhunderts heraufzubeschwören: aus dieser kompositorischen Absicht entstanden*

die Tänze aus Galánta (1943) und auch das Singspiel *Háry János* - beide „malen“ die Zeitstimmung Ungarns um 1800 -, die *Marosszéker Tänze* aus dem Jahr 1930, dieser Traum an das „Feenland“ Siebenbürgens des 17. Jahrhunderts und das *Concerto für Orchester* (1939), in dem der Komponist das versunkene ungarische Barock auferstehen läßt.

Kodály entdeckte vielleicht als allererster Komponist des Jahrhunderts, daß das neue Musik-Publikum in der modernen Gesellschaft nicht mehr aus sich selbst wächst. Wie wäre es doch möglich den Weg zu finden, „auf welchem die Musik näher zum Volk, das Volk näher zur Musik gebracht werden könnte?“ In der Aktivierung großer Menschen-scharen im Zeichen der Kunstmusik und im besonderen der neuen Musik, in der Zusammenarbeit also mit den Chören, schien Kodály eine Antwort auf die selbstgestellte Frage zu finden. Das ist der Grund des plötzlichen Aufflammens seines Interesses an die *Chormusik* von den 1920er Jahren an. Aus seiner Werkstatt kam nun eine Chormusik, die qualitativ wie quantitativ nur an der der Meister der Renaissance zu messen ist. Und schließlich, um diese Werke der Allgemeinheit technisch wie geistig zugänglich zu machen, gelangte Kodály zur Schaffung einer sich aufs ganze Volk erstreckende *Musikerziehung*. Was er auf diesem Gebiet leistete, ist in Bedeutung nur an seinen kompositorischen Hauptwerke zu messen.

Auch das Singspiel *Háry János* war ein Beitrag zur Verwirklichung Kodálys Zielsetzung „die Musik näher zum Volk, das Volk näher zur Musik zu bringen“. „Háry ist doch kein ungarischer Münchhausen“ - sagte 1962 der achtzigjährige Komponist dem Verfasser dieser Zeilen. „Er lügt nicht: er fabuliert. Er bedeckt die traurig-graue Armut der Alltage mit dem Hoffnung und Ermutigung verleihenden Glanz des Märchens. Er lügt nicht: er träumt.“

Die „Armut der Alltage“ erscheint vor uns im Vor- und Nachspiel des Werkes, wo der alte



Béla Bartók und Zoltán Kodály

und einsame Háy die Trinkgenossen in einem verqualmten Dorfschank mit seinen „erträumten“ Abenteuer unterhält. Im Laufe des ersten Abenteuers zieht er allein, um die Situation zu retten, ein ganzes Haus diesseits der Grenze herüber. Im zweiten zügelt Háy ein feueriges Roß, im dritten macht er den Kaiser Napoleon eigenhändig zum Gefangenen – und im vierten verzichtet er auf die ihm angebotene Hand der Kaiserstochter, um mit seiner Geliebten Örzse *nach Hause*, nach Groß-Abony, zu gehen.

Die Verfasser des Textbuches Béla Paulini (1881-1945) und Zolt Harsányi (1887-1943) konzipierten das Werk zuerst für die Prosa-Bühne und erst später beschlossen sie, Zoltán Kodály aufzufordern, Musik zum Stück zu komponieren. Dieser Entschluß entschied das Schicksal des Werkes. Die Inspiration einer wahren Schöpfer-Persönlichkeit schuf aus der Reihe der volkstümlich-bunten Anekdoten des Librettos ein bleibendes Meisterwerk der ungarischen Musikgeschichte.

Eine oft erwähnte Eigenschaft der Oper ist, daß die *Musik* auch solche verborgene Geheimnisse der Menschenseele aussagen kann, die auszusagen der *Text* allein nicht imstande wäre. Es geschieht manchmal, daß die Musik, statt den Inhalt des Textes zu verstärken, diesem widersteht und etwas anderes sagt, als das Wort. Dieser Erscheinung begegnet man auch im Háy-Singspiel: das Libretto amüsiert, die Musik dagegen hebt in die Regionen der Kunst empor.

Wie ein jeder großer Künstler, verdichtet, verallgemeinert und vertieft auch Kodály die Bedeutung des Wortes in seiner Musik. Sein „verqualmter Dorfschank“ umrahmt das ganze Leben, seine Figuren haben mehrere Seelen. Háy János ist nicht nur der unbesiegbare Held des Märchens oder der besiegte Greis des Alltags: er verkörpert das Volk selbst, dem er entstammt, mit dessen ungebrochenem Zukunfts-Glauben und märchenschöpfender Phantasie. Und, an den wichtigsten Stellen des

Werkes, verkörpert Háy auch den Komponisten, der sein *ars poetica* durch seinen Helden aussprechen läßt. Die Schlüsselworte des *heimkehrenden Háy* sind nämlich zugleich die Schlüsselworte des *heimische Kultur* bauenden Kodály:

Groß-Abony besitzt zwei ganze Türme,
Mailand aber zweiunddreißig Türme,
Lieber sind die beiden mir, beim Heiland,
Als die zweiunddreißig Stück in Mailand!

Die Analyse der musikalischen Mittel Kodálys läßt eine eigenartige Konklusion ziehen: das Werk ist auf vielen, manchmal scheinbar gegensätzlichen Elementen so aufgebaut, daß es trotzdem eine vollkommene Einheit im Stil bildet.

Die Grundschrift der musikalischen Substanz ist die ungarische Volksmusik. Eben durch dieses Werk gelangte die ungarische Musikfolklore das erstmal auf die Opernbühne. Und 1926 war es allein eine Tat von musikhistorischer Bedeutung: Kodály initiierte dadurch einen neuen Weg der musikalischen Entwicklung unseres Jahrhunderts. Sein Verdienst war aber nicht allein einige schöne und charakteristische Lieder aus dem ungarischen Volksliedschatz auszuwählen und an die Handlung zu passen. Viel wichtiger ist, *wie* er verstand, diese Schätze durch die originale Bearbeitung einzufassen, der „statischen“ Melodie aufregend-dramatische Dynamik verleihend. Ein einziges Beispiel dafür: das Trinklied des alten Kutschers Marczi. Die Melodie ist vom Volk, die Orchesterbegleitung von Kodály komponiert worden. Und wie „lebt“ diese „Begleitung“! Das Orchester lacht zusammen mit dem alten Kutscher, jauchzt mit dem Schweinehirt des Liedes, widerhallt das Gedröhn des leeren Fasses – entwickelt also aus dem einstimmigen Volkslied eine effektvolle, glänzende Bühnen-Szene.

Kodály hat in der Háy-Musik nicht nur Volkslieder, sondern auch alte ungarische Tanzweisen, Rokoko-Liedchen und eigene Themen verwendet. Die Bedeutung seiner Musik liegt



Zoltán Kodály 1938 als Dirigent eines Chores

aber gar nicht in der Auswahl oder Erfindung der Themen, sondern in der Art ihrer Bearbeitung. Hier offenbart sich das seltsame Janus-Gesicht dieses Komponisten. Für das Publikum scheint alles einfach und klar zu sein – nur die eingehende Analyse erweist die raffinierten Mittel einer modernen Kompositions-Technik, die diese „Einfachheit“ ermöglicht. Und spürt der Zuhörer etwa „Archaismus“ in der Bearbeitung der alten Melodien, so lohnt es sich bestimmt nachzugehen mit welch kühnen Mitteln der Harmonisation und Instrumentation konnte Kodály, im Sinne der 1800er Jahre, scheinbar „zeitgetreu“ sein.

Das Finale des Singspiels ist, als eine musikalische und dichterische Zusammenfassung des Werkes, besonders hervorzuheben. In musika-lischem Sinne ist es eine Reprise der Thematik: es weist auf die feinen inneren Zusammenhänge der wichtigsten Themen hin. Und in dichterischem Sinne, weil hier die wichtigste



Zoltán Kodály beim Abhören alter Volksmelodien mit einem Phonographen



Zoltán Kodály mit Béla Paulini, dem Textdichter des Hány János

B

Lehre des Lebens des Märchenhelden wie dessen Komponisten ausgesagt wird. Mit den Worten des Kodály-Biographen Bence Szabolcsi „hebt dieses Finale die größte Heldentat Hárys, die *Heimkehr*, in unendliche Höhe empor und krönt es mit einer Hymne über das Volk. Dieser strahlende Gipfelpunkt ist, zur gleichen Zeit, eine Katharsis. Dieses Finale ist die Musik des Heimfindens“.

In einem Vortrag, den Béla Bartók 1928, zwei Jahre nach der Budapester Uraufführung des

Hány János in New York hielt, sprach er indirekt auch von der Musik dieses Singspiels. Bartók, der das Gewicht seiner Worte immer äußerst präzise erwog, würdigte den Komponisten des Singspiels Hány János mit den folgenden, auch heute noch stichhaltigen Worten:

„Wenn man mich fragt, in wessen Werken der ungarische Geist seine vollkommene Verkörperung fand, muß ich stets antworten: in Kodály's Werken. Denn diese Werke sind: Bekenntnisse der ungarischen Seele.“

D
(I
kt
B
K
kt
St
w
R
de
ur

Zoltán Kodály

Ein Selbstportrait

Wir sind durch die Ereignisse der letzten Jahrzehnte sehr lange von Deutschland getrennt gewesen, trotzdem wir in unserer Studienzeit doch eigentlich ganz in Deutschland „gelebt“ haben, denn unser Lehrer *Johann Koessler* war ein eingefleischter Brahmsianer und hat uns in dieser Richtung erzogen.

Koessler hat nicht nur in seinen eigenen Werken, sondern auch in seinem Äußeren eine Art Brahms-Doppelgänger dargestellt, mit einem wallenden Bart, der lange Zeit seine dunkle Farbe behalten hat. Dann ist er plötzlich krank geworden, und nach einigen Wochen ist er mit weißem Bart erschienen. Ich habe anfangs, geglaubt, die Krankheit habe ihm den Bart grau gemacht, aber einige seiner Freunde mit böser Zunge haben mir zugeflüstert: „Der Bart war schon lange weiß, nur hat er verstanden, es zu verheimlichen?“

Also wie gesagt, wir waren ganz im Brahmschen Geist erzogen.

Nach dem Abschluß der technischen Studien, die Koessler sehr intensiv mit uns betrieben hat, standen wir vor der Wahl, entweder weiter Brahms-Epigonen zu werden, oder aber einen eigenen Weg zu suchen.

Unser eigener Weg war uns ja eigentlich vorgezeichnet, denn seit Jahrzehnten hat man immer von einer ungarischen Musik gesprochen, die erst geschaffen oder die wieder geschaffen werden müßte, und das haben ja auch vor uns schon viele andere versucht, nicht zu vergessen Franz Liszt und Erkel, der Opernkomponist.

Nun, wir mußten natürlich etwas anderes machen. Woher den Ansporn nehmen? Woher uns inspirieren?

Uns war sonnenklar, daß wir nur etwas vom alten Volkslied erhoffen konnten, und das bewog uns, nicht nur als Komponisten, sondern auch als Volksliedforscher zu arbeiten. Wir dachten an Herder, der die Stimmen der Völker erklingen lassen wollte. Wenn wir die Stimme unseres Volkes etwas lauter und klarer erklingen lassen wollten, als es bisher geschehen war, mußten wir diese Stimme erst einmal kennenlernen.

Und wo war diese Stimme zu suchen? Nur in den Dörfern, denn die Stadtbewohner waren ja gänzlich „europäisch gebildet“ oder verbildet, und bei ihnen war nichts zu holen. Also mußten wir in die Dörfer gehen, und dort fanden wir noch ungehobene Schätze.

Mir speziell fiel die Arbeit leicht, denn ich erinnerte mich, in meiner Kindheit von meinen Schulfahrten und unseren Dienstboten in den umgebenden Dörfern von Galantha manches gehört zu haben, was mir jetzt wieder in den Sinn kam, so daß ich dort meine Forschungsreise angefangen habe.

Vorerst zu Fuß mit einem Rucksack.

Diese erste Wanderung war schon von entscheidendem Einfluß auf meinen Stil. Mein erstes Werk, der „Sommerabend“, zeigt schon etwas von der musikalischen Atmosphäre, die ich in den Dörfern gefunden habe.

Um das nun gleich definitiv abzumachen: diese Forschung hat sich dann immens gesteigert. Ich will hier alle Stufen überspringen und kann jetzt auf den letzten, fünften Band unserer sogenannten „Corpus Musicae Popularis“ verweisen, herausgegeben von unserer „Wissenschaftlichen Akademie“, bearbeitet von einer Volkskunstgruppe von zwanzig Personen.

Das ist das Ende der Arbeit, die Fußreisen mit dem Rucksack waren der Anfang.

Zwischen den beiden Punkten stehen fünfzig oder sechzig Jahre Entwicklung. Und wie sich



Zoltán Kodály

das auf meinen Kompositionsstil ausgewirkt hat, das kann man, wenn es interessiert, an der Reihe meiner Werke verfolgen, die von da an immer wieder und immer tiefer in diesen Geist eindringen wollten, und das teilweise vielleicht auch nicht ohne Erfolg.

Viele haben damals gemeint: Was können die Lieder für einen Wert haben, Lieder, die nur von ungebildeten Bauern und Dienstboten in den Dörfern gesungen werden!

Diese Menschen haben vergessen, daß die ganze ungarische Kulturentwicklung das begründet und erklärlich macht.

Die ungarische Kultur war nämlich in den frühen Jahrhunderten ganz gut mit Europa zusammengegangen. Im 12./13. Jahrhundert haben ungarische Studenten alle westlichen Universitäten besucht. In den Listen der Sorbonne findet man schon Ungarn in den allerersten Zeiten. Und diese kulturelle Entwicklung hat im Reich des Königs Mátyás einen Höhepunkt erreicht.

König Mátyás ist bei uns durch seine berühmte Bibliothek Corvina bekannt, die in ihrer Zeit einzigartig war und deren wunderbare Einbände noch hier und da auftauchen, denn die Türken haben das alles im 17. Jahrhundert verschleppt.

Der Gesangschor des Königs Mátyás war so berühmt, daß viele fremde Besucher nicht aufgehört haben, ihn zu loben, zumal Italiener, die doch immerhin in der Musik in der vordersten Reihe standen.

Und später noch, einige Jahre nach König Mátyás, waren berühmte westliche Musiker hier als Chordirektoren in Buda tätig, so der große deutsche Meister Thomas Stölzer. Er soll sogar in oder bei der Schlacht von Mohács im Jahre 1526 seinen Tod gefunden haben, seitdem ist jedenfalls kein Lebenszeichen mehr von ihm vorhanden.

Stölzers Werke wurden erst neuerdings herausgegeben und zeigen einen hochgebildeten und originellen Meister. Nach der Türkenzeit hat das alles aufgehört. Das Land war in drei Teile geteilt, ohne einen lebendigen Verkehr zwischen den drei Teilen, und alle kulturellen Entwicklungen sind zurückgeblieben. Es hat nach der Vertreibung der Türken dann Jahrhunderte gekostet, bis das wiedervereinte Land wieder einigermaßen in Schwung gekommen ist.

Das hat aber auch nicht lange gedauert, denn ein Krieg nach dem anderen folgte auch nach der Türkenzeit.

Da waren zuerst die berühmten Freiheitskriege unter Rákóczi, und dann wieder hundert Jahre später war der Freiheitskrieg von 1848/49, der auch schlecht geendet hat, und kaum hat sich das Land davon erholt und etwas auf die Beine gestellt, da kamen die Weltkriege. Erst der im Jahre 1914 und dann der Zweite Weltkrieg, der durchaus nicht geeignet war, die kulturelle Entwicklung fortzusetzen. Und dann kam noch ein neuer „Krieg“, der hat noch einmal alles umgeworfen. Infolge der ewigen Kriege leben wir seit 500 Jahren unter Ruinen, physischen und geistigen Ruinen.

Physische Ruinen finden Sie heute noch genug hier in Budapest. Ebenso die geistigen Ruinen.

Was kann man darunter verstehen?

Die Renaissancewelle hatte auch Ungarn mitgerissen, und die Kultur stand auf hoher Stufe am Hofe von König Mátyás. Gutenbergs Erfindung der Buchdruckerkunst wurde sehr rasch auch hier eingeführt, die erste Druckerei entstand in Buda noch zu Gutenbergs Zeiten. Aber diese fremde Welle hat die eigene Kultur überspielt, und so ist die ungarische Musiktradition nach und nach aus den Städten verschwunden.

Nach jedem neuen Krieg hat man die Rekonstruktion der Kultur durch fremde Hilfe herbeiführen wollen. Es sind viele Fremde,



August von Pettenkofen, Ungarischer Bauernjunge

meist Deutsche und Italiener, hereingekommen und haben dem Volk ihre eigene Kultur quasi aufpfropfen wollen. Und so hat sich die eigene Tradition immer mehr in die Dörfer verzogen, in ungebildete Kreise. Gebildet sein hieß: eine Fremdsprache beherrschen und damit auch die fremde Kultur einsaugen.

Und deshalb konnten wir nur noch in den Dörfern die Überbleibsel einer uralten ungarischen Kultur finden.
Gleich nach meiner ersten Reise habe ich eine

Reihe dieser Lieder in einer ethnographischen Zeitschrift publiziert. *Béla Bartók* hat meine Publikationen gelesen und hat sich zu mir gesellt. Und da er als Komponist auch vor dasselbe Problem gestellt war, entweder Brahms oder etwas anderes, hat er dann ebenfalls dieses Rettungsseil ergriffen und ist auf Forschungsreisen gegangen.

Wir haben uns das Land aufgeteilt. Er ging gleich nach Siebenbürgen, und ich ging in den Norden Ungarns.



Josef Treutsensky, Ungarischer Bauer zu Pferd

Im zweiten Jahr haben wir schon klar gesehen, daß das Wesen unserer alten Lieder die Pentatonik ist. Die Pentatonik ist auf dem Klavier

durch die schwarzen Tasten darstellbar. Alle pentatonischen Lieder können auf den schwarzen Tasten gespielt werden.

Ich erinnere mich, daß ich als Kind, obwohl ein Klavier im Hause stand, keine besondere Lust zum Klavierspielen hatte. Der Klavierton war mir zu kurz und zu inhaltsarm. Ich war mehr für Gesang und für Streichinstrumente, so daß ich nicht sehr gut Klavier spielen konnte. Aber an ein Lied erinnere ich mich noch gut, und das kann ich Ihnen auch auf den schwarzen Tasten vorspielen.

Das ist ein merkwürdiges Lied. Ich schrieb später über dieses Lied Variationen für Orchester. Als ich diese Variationen einmal in Moskau aufführte, war ein alter Tscheremisse zugegen, der auch selber Volkslieder gesammelt hatte. Als er das Lied hörte, hat er gerufen: „Moja pessnja!“ – „Das ist meine Aufzeichnung! Das ist unser Lied!“ Also er hatte dieses Lied als eine seiner Aufzeichnungen wiedererkannt. Das Lied lebte in etwa 3000 Kilometer räumlicher Entfernung und vielleicht in 1500 Jahren zeitlicher Entfernung, unberührt in einer Ecke von Westungarn und in der tscheremissischen Republik weit östlich von Moskau. Das ist ein ganz seltener Fall, daß man bei einem Volkslied ein altes Minimum, eine Urmelodie bestimmen kann.

Die Bestimmung gelingt dadurch, daß man weiß, die Wanderung der Ungarn hat von ungefähr demselben Raum, in dem heute die Tscheremissen leben, bereits vor 1500 Jahren angefangen. Sie kamen dann immer mehr nach Westen, bis sie sich nach langen Kämpfen im heutigen Gebiet festsetzen konnten. Sie haben aber mit der alten Heimat niemals mehr Berührung gehabt.

Ein ungarischer Priester hat sich einmal im 13. Jahrhundert vorgenommen, die alte Heimat aufzusuchen. Nach langer Wanderung hat er einen Volksstamm ungefähr zwischen dem Kaukasus und dem Ural gefunden, mit dem er sich verständigen konnte. Sie konnten also damals noch ungarisch sprechen. Seitdem ist dieser Volksstamm natürlich verschwunden, eingeschmolzen in die dortigen Völkerschaften.



Zigeunerkapelle

Aber Ortsnamen und die Namen der ungarischen Stämme findet man heute noch dort.

Anfangs notierten wir die Lieder nur nach dem Gehör, aber viele Menschen, besonders ältere Leute, sangen so komplizierte Ornamente, daß wir sie nach dem bloßen Gehör kaum fixieren konnten, zumal man niemals dasselbe Lied ganz gleich hören konnte. So kam uns der Phonograph zu Hilfe.

Die Erfindung des Magnetophons hat uns dann noch viele weitere Wege geöffnet, weil doch die Wachswalzen des Phonographen nur etwa zwei Minuten aufnehmen konnten. Oft mußte man in dem Moment aufhören, in dem der Sänger gerade am besten im Schwung war, und das konnten wir jetzt vermeiden.



Werbungsszene

Sobald wir die Grundtöne der Melodie an Ort und Stelle aufgenommen hatten, fuhren wir nach Hause und konnten dort mit Hilfe des Phonographen und später des Magnetophons die Details ausarbeiten, und zwar durch oftmaliges Hören der Lieder. Wenn man jetzt so ein Buch ansieht, dann erkennt man, wie viele kleine Noten darin vorkommen, die der beste Musiker nicht nach einmaligem Hören festhalten kann. Das hat also ein langes Studium gekostet, bevor ein solches Lied auf diese detaillierte und genaue Weise niedergeschrieben werden konnte.

Das Problem für die Komposition war nun, diese gänzlich abweichende „alte Melodie“ irgendwie mit der westlichen Musik auszusöhnen oder in organische Verbindung zu

bringen. Einer unserer größten Poeten hat Ungarn mit einem Schiff verglichen, das auf einem See zwischen Ost und West immer hin und her gestoßen wird und eigentlich nie recht weiß, wohin es gehört. In einer versöhnlicheren Art kann man es eher als eine *Brücke zwischen Ost und West* auffassen. Und wir stehen auf dieser Brücke und blicken bald nach Westen, bald nach Osten, – und wir versuchen beides zu vereinigen.

Ich war ein schwächliches und kränkliches Kind, und so hat mir mein Vater erst im zehnten Jahr die Geige in die Hand gegeben. Er wollte mich nicht früher mit Musikunterricht plagen. Kürzlich, bei einer Tagung der „Jeunesse musicale“ in Paris, als die Frage auftauchte, in welchem Alter am besten der Musikunter-



Werbungstanz

richt zu beginnen habe, habe ich geantwortet: „Neun Monate vor der Geburt.“

Das ist aber kein Scherz! Ich bin überzeugt, daß ich nicht so weit in der Musik gekommen wäre, wie ich es bin, wenn nicht mein Vater gerade die neun Monate vor meiner Geburt regelmäßig Quartett gespielt hätte in seinem Haus in *Keckskemét* und meine Mutter-das also täglich gehört hat.

Mit Bach bin ich durch einen Zufall bekannt geworden. Ich war etwa 14 Jahre alt, als die Witwe eines Musikanten in der Stadt ihre Noten verkaufen wollte. Und als ich in den Noten stöberte, fand ich darunter das „Wohltemperierte Klavier“ in einer alten, schlechten Ausgabe. Die habe ich mir erworben, und seitdem haben mich diese Noten nie verlassen. Und heute noch, wenn ich einmal fünf Minuten Zeit habe, mich am Klavier ein wenig zu ergehen, dann spiele ich meistens etwas aus dem „Wohltemperierten Klavier“ von Bach.

Diese Übungen habe ich damals nach einem halbjährigen Klavierunterricht begonnen, den mir meine Schwester erteilte, den ich aber nicht weiter fortsetzte, denn, wie gesagt, mir hat der Klavierton nicht zugesagt. Und im „Wohltemperierten Klavier“ suchte ich auch nicht den Klavierton, sondern ich habe langsam die Musik herausgehört, die darin verborgen ist, und die in vielen Teilen eigentlich mehr vokal als instrumental.

Nun, und dann haben wir aus den Noten meines Vaters Quartette gespielt. Ich hatte zwar vom zehnten Jahr an etwas Violine gelernt, mußte dann aber zum Cello greifen, weil kein anderer für das Cello da war, und zum Quartett gehört doch ein Cello. Von den Quartettstimmen, die noch mein Vater benutzte, waren aber eben die Cellostimmen bei den vielen Umzügen verloren gegangen. Und das waren nun meine ersten Versuche, diese Cellostimmen zu ersetzen. Ich legte die drei anderen Stimmen vor mich hin und versuchte, dazu eine Cellostimme zu schreiben. Es ging eine Weile, aber dann habe ich doch das Original erwerben können, und ich habe durch den Vergleich viel gelernt.

Inzwischen, ohne jeglichen Kompositionsunterricht, hatte ich schon viel komponiert. Und mit 15 Jahren habe ich eine Ouvertüre geschrieben, die das Schulorchester aufgeführt hat. Es war eine große, sehr lehrreiche Erfahrung. Im wesentlichen bin ich aber bei der Kammermusik geblieben. Eine ganze Reihe meiner frühen Kompositionen waren, ausgenommen der „Sommerabend“, Kammermusik.

Ich möchte kurz erzählen, was mich dazu bewogen hat, dann die Kammermusik vorläufig beiseite zu lassen: erstens der Mangel an Bedürfnis des Publikums nach Kammermusik, aber zweitens hauptsächlich die Erfahrung, die ich gemacht habe, daß damals hier bei uns eigentlich kein Wunsch nach ernster Musik vorhanden war. Es gab eine ganz dünne Schicht musikalisch gebildeter Leute, die Kammerkonzerte besuchten, aber das Gros des

Volkes, die große Menge, war absolut fernstehend, so daß ich wiederholen muß, was seinerzeit ein Franzose im 18. Jahrhundert den Sonatenkomponisten zugerufen hat: „Que me veut-il, Sonate?“ - „Was willst du von mir, Sonate?“ - Diesen Ruf habe ich vom ungarischen Publikum an mich gerichtet gehört: „Was willst du uns mit Sonaten, damit ist uns nicht geholfen!“

So bin ich langsam und immer mehr zur Chormusik gelangt, als einzige Musik, die eine größere musikalisch ungebildete Menge der ersten Musik zuführen kann, und in der zweiten Hälfte meiner Schaffensperiode ist dann die Chormusik so sehr in den Vordergrund getreten, daß ich lange Jahre keine Kammermusik mehr geschrieben habe. Zur Chormusik, wozu ich von Natur aus immer eine besondere Neigung gehabt habe, war die Anleitung meines Lehrers Johann Koessler um so mehr geeignet, als er selbst als Chorkomponist das Beste geleistet hat und mir diesbezüglich gute Ratschläge geben konnte. So bin ich dann durch eine Reihe kleinerer Chorwerke zum „*Psalmus hungaricus*“ gekommen. Er war der erste große Erfolg für mich hier und im Ausland. Das hat mich aber in folgender Weise zur *Pädagogik* geführt:

Die Aufführung des „*Psalmus*“ in Budapest war kurz nach dem Ersten Weltkrieg, und durch die durchlittenen Jahre waren unsere Chöre damals so geschwächt, und bei der ersten Aufführung klangen die Frauenstimmen so schwach und glanzlos, daß ich die Notwendigkeit fühlte, bei der nächsten Aufführung einen Kinderchor herbeizuziehen, um die Frauenstimmen zu verstärken.

Das war mein erster Versuch mit Kindern, und es hat mir so viel Freude gemacht, daß ich begonnen habe, extra für die *Kinderchöre* kleine Stücke zu schreiben.

Das führte mich dann aber immer mehr zu einem Interesse für den Unterricht in den Schulen, wo ich schlimme Verhältnisse ge-



Werbungstanz

funden habe. Um auch hier das Endresultat zu nennen, da die jahrzehntelangen Kämpfe zu erzählen sowohl für mich wie auch für andere nur langweilig wäre: es ist uns gelungen in hundert und mehr Schulen eine *tägliche Gesangsstunde* einzuführen. Schon heute kann man konstatieren, daß die Kinder in den acht Jahren das Notenlesen so weit erlernen, daß sie ganz glatt vom Blatt lesen und auch ein mehrstimmiges Chorwerk vom Blatt singen können. Aber nicht nur das, denn während dieser acht Jahre lernen die Kinder auch verschiedene gute Musik kennen. Sie werden in Konzerte geführt, wo ihnen ihrer Auffassungsfähigkeit angemessene Stücke vorgeführt werden. Diese Stücke werden ihnen erklärt, und sie singen sie mit, so daß wir jetzt schon ein kleines Publikum haben, welches ernste Musik begeistert aufnehmen kann. Wir hoffen, wenn diese Schulen noch etwas vermehrt werden können, in einigen Jahrzehnten ein gutes großes Publikum zu haben, so daß unsere Fachmusiker, die wir schon viele Jahre erzogen haben und von denen die meisten in den früheren Jahrzehnten ihren Lebensunterhalt im Ausland haben suchen müssen, weil zu Hause kein Publikum war, in der Zukunft dann hier bleiben können und hier genügend Wirkungsfeld finden werden.



Sandor Bilneri, Ungarisches Bauernmädchen

Für diese Schulen habe ich dann eine Menge kleiner zwei- und dreistimmiger Stücke geschrieben, die viel Zeit meiner Arbeit in Anspruch genommen haben. Diese Zeit bedauere ich durchaus nicht, denn wozu hätte ich in dieser Zeit andere Werke schreiben sollen, welche dann – ohne ein Publikum zu finden – hier entweder im Staub liegen müßten oder aber ausschließlich im Ausland gespielt werden könnten? Das war also durchaus nicht meine Absicht. Ich wollte etwas für mein Volk tun. So können wir jetzt die schönsten Hoffnungen haben, daß diese Idee sich erfüllen wird und wir wirklich ein musikalisch gebildetes Publikum erziehen können.

Jetzt ist die Frage, was weiter in den Mittelschulen anzufangen wäre. Das wird jetzt ausprobiert. Es werden Versuche gemacht in den Mittelschulen mit den Kindern von 14 bis 18 Jahren. In einigen Schulen, nicht nur in Budapest, sondern auch in einigen Provinzstädten, gibt es schon solche Mittelschulen mit Schülern, die aus diesen „Gesangsschulen“ kommen – das heißt, ich würde sie besser „Schulen mit Gesang“ nennen –, die also schon eine musikalische Grundlage haben, auf der man weiter aufbauen kann. Die Schüler werden immer mehr in die kompliziertere Musik eingeführt, und sie lernen auch teilweise Instrumente zu spielen, aber durchaus nicht mit professionellen Absichten; das überlassen wir den Musikhochschulen, die ja immer mehr Fachmusiker ausbilden, als wir eigentlich nötig haben.

Ein besonderer Grund, der diesen „Schulen mit Gesang“ eine Berechtigung und Anerkennung verschafft hat, ist: Man hat fast überall beobachten können, daß die Schüler dieser Schulen in allen Unterrichtsfächern besser sind als andere Schüler, die aus Schulen kommen, in denen es nur zwei Gesangsstunden wöchentlich gibt, denn die praktische Ausübung des Musikunterrichts läßt dort viel zu wünschen übrig. Es ist unlegbar, daß die Kinder durch dieses tägliche Musizieren und Singen geistig so

aufgefrischt werden, daß sie dann für die anderen Fächer mehr Empfänglichkeit haben.

Zur Pädagogik bin ich eigentlich nicht nur durch die Kinderchöre und durch die Elementarschulen gekommen; ich habe auch fünf- unddreißig Jahre meines Lebens als Lehrer an der Hochschule zugebracht und habe eine Reihe von Komponisten herangebildet.

Wie der „Psalmus“ mich zur Pädagogik geführt hat, so hat er mich auch einer anderen Tätigkeit zugeführt: dem Dirigieren. Kaum daß der „Psalmus“ gedruckt herausgekommen ist, hat mich ein holländischer Chordirigent eingeladen, nach Amsterdam zu kommen und den „Psalmus“ zu dirigieren. Ich habe ihm geantwortet: „Ich habe noch nie dirigiert, und ich glaube nicht, daß es mir gelingen könnte.“ Er hat aber nicht nachgelassen und hat mir wiedergeschrieben, ich solle doch kommen und es probieren, und wenn es durchaus nicht ginge, dann würde er es immer noch übernehmen können. Da konnte ich nicht widerstehen und habe mir einige Lektionen von einem Kapellmeister geben lassen, da ich nicht einmal den Stab richtig in die Hand nehmen konnte. Er hat mir auch einiges gezeigt, hat aber wenig Hoffnung gehabt, daß ich es zu etwas bringen könnte.

So ging ich nach Amsterdam, und die Sache ist wider Erwarten gut gelungen. Natürlich war alles schon längst vorbereitet, und der Chor hätte das auch ohne mein Dirigieren selbst machen können. Das hat mir aber die Zuversicht gegeben, daß das Dirigieren doch nicht unmöglich ist. Allerdings mußte ich das Werk, also die Partitur, mit allen Einsätzen auswendig lernen, denn man kann nicht dirigieren, wenn man fortwährend in die Noten blickt. Das war mir auch neu, denn ich hatte bis dahin keines meiner Werke auswendig gewußt.

Mein einziges Auftreten in Deutschland vor dem letzten Krieg war in Leipzig, wohin mich Straube, der Thomaskantor und Organist, eingeladen hatte, im Gewandhaus auch den „Psalmus“ zu dirigieren.

mus" zu dirigieren. Wie gesagt, das war die einzige deutsche Einladung in dieser Zeit, denn nachher wurden wir für Jahrzehnte von - Deutschland streng getrennt durch die Ereignisse, die dann gefolgt sind.

Ich konnte kein Star-Dirigent werden, denn mein Vorbild war Arthur Nikisch, den ich noch als junger Mann öfters hören konnte. Ich habe immer gestaunt, mit wie wenig gebieterischen Bewegungen er das Meiste und Beste aus dem Orchester herausholen konnte. Natürlich habe ich mein Vorbild nie erreicht.

Es gab Gelegenheiten, wo ich auch andere Werke dirigierte, zum Beispiel die C-dur-Messe von Beethoven oder Kantaten von Bach und dann auch andere Instrumentalwerke von mir, zum Beispiel die „*Hary Janos-Suite*“ und die „*Tänze aus Galantha*“.

Die „*Hary Janos-Suite*“ bringt mich auf das Stück „*Hary Janos*“, das einzige Stück, welches mich der Bühne näherbrachte. Wie ich sehe, ist die Gestalt des Hary im Ausland mißverstanden worden. Man hilft sich einfach damit, ihn den ungarischen Münchhausen zu nennen,

was durchaus nicht den Tatsachen entspricht, denn Hary ist etwas ganz anderes: er ist, um es kurz zu sagen, die Personifizierung des ungarischen Volksmärchengeistes. In dem Sinn, daß das, was er erzählt, zwar nicht wahr ist, aber doch wahrer ist als die Wirklichkeit, weil es - eine Erfindung der Phantasie ist, eine Poesie.

Nun, man beginnt mich in Deutschland neuerdings zu entdecken. Ich bin schon mehrere Male eingeladen worden, nach Köln, nach Berlin und in andere Städte.

Ich bekomme auch sehr oft Briefe aus Deutschland mit Autogrammwünschen. Mein größter Erfolg in Deutschland aber ist ein Brief, den ich kürzlich von einem jungen deutschen Mädchen bekommen habe.

Sie verlangt nicht nur ein Autogramm, sondern sie schreibt, daß sie bisher ausschließlich für Tanzmusik und für Jazz geschwärmt habe, seitdem sie aber den „*Psalmus hungaricus*“ gehört habe, sei ihr ein Licht aufgegangen, daß es auch andere Musik gibt, und sie habe die starke Absicht, sich mit dieser Musik bekannt zu machen und sich damit zu befassen.



Ungarische Fayencekachel

J o h a n n G a r a y.

Der Obschitofsch.

(Der Verabschiedete.)

1843.

I. Der Obschitofsch und Napoleon.

Hárman valának együltt, a potrohos biró. . .

Beinander waren Dreie: Der Schmerbauch, jener
Richter,

Ein ausgedienter Krieger, und dann ein lustiger
Dichter;

An all' den andern Tischen, in Gruppen oder
alleine,

Viel fröhliche Bauernburschen sah sthen man
beim Weine.

Dort saßen sie seit der Besper beisammen, und
lungerten munter,

Das Glas, es ging schon vielmal die Reihen
hinauf und hinunter;

Soviele „Éljen!“ gewann sich einst König Má-
tyás schwerlich

Mit Hárty János der Krieger: es schien
beinah' schon gefährlich.

Zum Lärmen und Éljen-Geschmetter wohl fehlte
es nicht an Gründen,

War doch in sieben Reichen dem Krieger gleich
Keiner zu finden;

Bei seinen gewagten Geschichten blieb Mund
und Auge offen,

Und seine Heldenthaten, sie machten die Welt
betroffen!

Jetzt auch zu Handen nehmend den weitgebrauch-
ten Becher

Erzählte Geschichte' auf Geschichte aus eig'nem
Leben der Becher;

Wo er, und wie er gegangen, allein, und mit
Andern im Bunde,

Und schweigend und horchend wohl, hingen rings
Alle an seinem Munde.

Er, der wohl ganze Armaden zerstreute im grau-
sen Muth,

Er ging mit seinem Lieutenant durch's Meer von
Burtehude;

Und hatte mit Frankenschädeln behängt des
Zeltes Stangen,

Und ließ am Ende der Welt auch hinab die
Füße hängen.

„Doch dies ist Alles noch gar nichts!“ so pflegte er
zu sagen,

D'raufdrängte man näher an ihn sich, zu ath-
men kaum wollte man wagen;

„Wie? nichts noch?“ meinte der Richter, „ist
das doch zuviel schon, Kinder!

„So trinkt doch Schwager!“ und Alle sie
tranken wie Bürstenbinder.

„Noch ist's nicht dran!“ so hegte der Dicht-
ter, leis sie narrend;

„Noch schwieg er vom Allerbesten!“ —
Aufhorchte nun Alles harrend. —

„Gm!“ sprach der entlassene Krieger, „der
Bonaparte, der Kaiser,
„War groß wohl unter Franzosen“ — Er hustete
hier heiser —
„Doch wahrlich, so Gott mir helfe! nicht unter
Ungarschaaren,
„Und dann erst,“ — setzte dazu er — bei un-
grischen Husären!“

Und damit meinte sich selber der Infanterist,
der alte,
Obgleich er nie zu Ross saß, wie schön er das
Stück auch malte,
Doch sprach er von seinem Rosse so oft und so
behende,
Dass er für einen Husären sich leibhaft hielt
am Ende.
„Wo's war, wo nicht?“ — begann er, — „was
liegt denn auch am Namen?
„Zweihunderttausend Soldaten mit Bonaparte
kamen
„Auf uns, die nur zweihundert, dreihundert
alle zusammen,
„Doch schöne feste Husären voll Feuer und voll
Flammen.“

Der lustige Student nun, er räusperte hier sich
mächtig;
Doch Häch setzte die Rede ernst fort und sieges-
trächtig:
„Zweihunderttausend entgegen Zweihundert
nur!“ so spricht er,
„Wer zahlte den Leichenschmaus wohl, was
glaubet Ihr, Herr Richter?“

„„Wer hätte bezahlt ihn? der Feind wohl!““
so sagte der Gefragte;
„„Verstand besaß ja der Hauptmann als ihn der
Teufel plagte!““ —
„— Verstand? doch auch Courage! und welsch,
mein Herr Schwager!“
„Wir siegten, und wie!“ — so schrie nun der
alte Tornistertrager.

„Ich selber, ich war der Erste, der unter d'
d'rein geschlagen,
„Es fielen die Franzosen, wie Gras im Ernte-
tagen;
„Die Sonne selbst blieb stehen, ob dieser
Wunder verwundert
„Wie Zweimalshunderttausend geschlagen durch
nur Zweihundert!“
Und wieder hatte geräuspert der lose Student
sich schallend;
Doch Häch fuhr fort im Sprechen, sich mächtig
wohlgefallend:
„Es flohen die Franzosen wie Spreu im leichte-
Winde,
„Doch hinterd'rein die Ungarn, kaum athmend
so geschwinde!“

„Und unter den Fliehenden sah ich den Feld-
herrn just inmitten;
„Ein Ross mit gold'nem Riemenzeug, das hat er
pfeilschnell geritten,
„Doch ließ auch ich mein Rößlein ihm nach
gar rasch gelangen, —
„Und d'rauf, im dichten Walde — da hab
ich ihn gefangen.“



„Mein Englein!“ schrie ich, und zwickte mir
 ihn auch gleich beim Kragen,
 „Du bist der Bonaparte, nicht wahr, und
 willst es nicht sagen?“
 „„Was wahr ist, bleibt wahr!““ so sprach
 er, „„ich bin's, mit Respekt zu melden,
 „„Nur gnade meinem Leben, und danken will
 ich dem Helben.““

„„O Ungarheld! verlange was Dich nur kann
 erlegen.
 „„Der Kaiser der Franzosen, er ist nicht arm
 an Schätzen!““
 „Der Teufel!“ schrie ich, „also, mein Herr,
 wirst Du nicht lose,
 „Du folgst zu meinem Hauptmann in Ketten
 mit, Franzose!““

Und wieder hat geräuspert sich der Student
nun heiter;
Der Hárty aber fuhr doch in seiner Rede
weiter;
„Wir gingen so und gingen, und aus dem
Wald gelangend,
„Stand eine gold'ne Kutsche vor uns, wohl
herrlich prangend.

„Und im sechsspännigen Wagen saß eine holde
Fraue,
„In Gold und Diamanten, wie nimmer ich's
wohl schaue;
„Da sie uns sah, schrie auf sie: „„O Jesu,
heilig dein Name!““
„Denn wahrlich, Marie Luise, die Kaiserin,
war die Dame!“

„„O großer Bonaparte, so muß ich Dich
erblicken,
„„Dich hohe Majestät nun in Ketten und an
Stricken!
„„Und guter Held, wer bist Du, der sich ihn
eingefangen?““
„Soldat Joannes Hárty!“ — sprach ich, —
„Euch zu Verlangen.“

„„Nun höre, was ich Dir sage, Du Held von
Helden stammend!““
Sprach sie, die hohe Frau jetzt, und sah in's
Auge mir flammend.
„„So große Heldenthat wohl vollbrachtest Du
so eben,
„„Wie noch kein Ungar jemals, ich will den Lohn
Dir geben.

„„Wenn Du ihn frei läßt gehen, so wollen wir
Dir schwören:
„„Was unser, soll, so lange wir leben, auch
Dir gehören!““
„O hohe Frau!“ so sprach ich, — „ich weiß
die Ehre zu schätzen,
„Und frei sei mein Gefangener, Dein Herz,
es mag sich erlegen!“

„Ein jeder echte Held wird für Mädchen und
für Frauen
„Durch Feuer und Wasser gehen, sich durch
die Hölle getrauen;
„Es ist Joannes Hárty mein echter Un-
garname,
„Nun setze Dich auf, Herr Kaiser, leb' wohl
Du hohe Dame.“

Und wieder räusperte mächtig sich der Student
dazwischen.
Doch endete der Hárty die Rede, trotz allem
Zischen;
„So sprach ich, und der Kaiser, abfuhr er
drauf behende,
„Zwei schöne gold'ne Uhren doch drückte er
mir in die Hände,

„Die eine, dacht' ich, die will ich dem Haupt-
mann wohl bescheren,
„Und später that der Lieutenant die andre
auch begehren,
„Der Teufel! hätt' ich nur eine behalten von
dem Ereigniß,
„Denn nun könnt Ihr mir glauben oder
nicht, — mir fehlt das Ereigniß.“

Doch, hei! sie haben ihm Alle geglaubt: der
 wanklige Richter,
 Die lustigen Gefellen — sogar der bochhafte
 Dichter;
 Drauf räusperte sich der Letzte, und sprach
 mit ernstem Wesen:
 „Der größte Held auf Erden ist Bruder Hárý
 gewesen!“

II. Der Obkloß auf Besuch bei Kaiser Franz.

Nagy derék vitéz kend, vitéz Hárý János. . .

Welch ein Held Ihr, Hárý János, wart
 vor Zeiten!
 Ohne Euch konnt'ß Regiment nicht viel be-
 deuten.

Er erzählte Heldenthaten ohne Gleichen,
 Die ein Mensch wohl nimmer hört in sieben
 Reichen!

Einst erzählte viel er vom Franzosenlande,
 Wo in Padua er ging am Meeresstrande;

Einen riesigen Krebsen sah er dorten packen
 Mit der Schere einen reitenden Kosaken.

Dann als in Tirol, im schönen, er gereiset
 Kam er bis zur Höhe wo die Sonne kreiset,

Und daß ihm die Sonne nicht beim Haar er-
 wische,
 Kroch er häuchlings aufwärts durch die niedern
 Büsche,

Und ein andermal bei Mantua im Lager,
 War er lebendköpfer Drachenbrut Erschlagter.

Doch wer könnte Alles auch erzählen, lesen,
 Welch ein Held Ihr, Hárý János, held
 gewesen.

Aber wár't Ihr tausendmal ein größ'rer Mecke
 Als in Tolna man Euch kennt in jeder Ecke:

Werden wir es Euch doch nie verzeih'n im Leben,
 Wollt Ihr nicht erzählen, gutgelaunet eben,

Wie es Euch erging in Wien; erzählt ein
 wenig,
 Als besucht Ihr Seine Majestät, den König!

Der entlassne Krieger sah empor vom Glase,
 Strich sich ernst den Schnurbart, wischte sich
 die Nase,

Und wo der Student sei, wollt er spioniren,
 Der sich ewig räuspert um ihn irr' zu führen.

Doch mit Freude sah er jenen Schalk nun
 fehlen;
 All' die Andern waren echte gläub'ge Seelen;

Und der Hárý János sprach nach Gottes
 Wahrheit
 Jetzt von seinem Muthe mit besond'rer Klar-
 heit:

„Nun, in Wien, in Wien, so unter andern
 Sachen,

„Hatt' ich Lust auch irgendwo Besuch zu machen;

„Hab' als Freunde Generale dort nicht wenig,
 „Und, um wahr zu sprechen, ihn sogar, den
 König,

„Da ich Seine Majestät aus Todesstrallen
 „Rah' bei Padua befreit; bekannt ist's Allen.



Ungarische Bauern

„Und ich ging, ich ging, — doch was nur sprech'
ich eben;
„Auf dem Braunen saß ich sa, bei meinem Leben!

„Erstirte er noch, wär' er ohne Gleichen!
„Und in Wien war ich, kaum sporn' ich ihn
die Weichen.



Ungarischer Werbungs-Dudasch

„Dorten hab' ich, wie sich's ziemet, angebunden,
 „Meinen Braunen an den Saun für ein'ge
 Stunden.

„Als beim Morgenroth ich dort war angekom=
 men,
 „Hab' sogleich des Königs Haus ich wahrge=
 nommen.



„Ich erkannt's am Doppelaar, der saß am
Dache;
„Täglich frist ein Hühnchen er als leichte
Sache.

„Dann ging ich die Wache abwärts nach der
Reihe
„Viele alte Freunde fand ich, und auch neue.

„Und am End' der Flur, getreu erhalt'nem Winke,
„Drückt ich dorten an der nächsten Thür die
Klinke.

„Diese Thür war Eisen; doch nur für den Winter,
„Eine schönere von Silber gab's dahinter,

„Und nach dieser eine noch viel schön're Dritte,
„Echt von Gold; ich trat durch sie mit festem
Schritte.

„Ich hab' ihn nicht, er hat mich gleich an-
gesprochen,
„Denn die Majestät erkannte mich am Bochen.

„„Guter alter Freund! Gott hat gebracht
Euch!“ — sprach er —
„„Nun wie geht es? Sichtbar gut wohl!“ —
— sprach darnach er.

„Gott sei Dank! — sagt' ich — „es muß schon
gehen
„Noch in alter Haut, wie Majestät kann sehen.

„Auch der Braune, der, auf dem vor Zelten
„Euer Majestät befreit ich, kann noch schreiten.“

Gut war's, daß ich that des alten Thiers Er-
wähnung,
Denn der gute Herr, er frug gleich voll Ver-
söhnung:

„„Nun, wo liehest Du den Armen? Ihm soll
werden
„„Pflieg' im besten Stall mit den Paraderpfer-
den.

„„Auch aus gleicher Krippe fresse dort er,
„„Die von Gold ist!“ — Und den Diener
schickte fort er,

„„Aber aßest Du schon?“ — frug der liebe
König,
„„Wahrlich nicht, Euch zu gehorchen unterthä-
nig!“ —

„„Nun so setz' Dich!“ — sprach er; doch ich
saß schon unterdessen.
„„Hab' ein Stückchen Braten noch vom Abend-
essen.“ —

Aus der Tischlad nahm er's auch, vom Fett noch
glänzend,
Und dazu ein Weißbrot, beides mir kreden-
zend.

Und darnach rief er voll Huld in's Nebenzimmer:
„„Mütterchen! habt Ihr das Slibovizchen
nimmer?“ —

„„Wahrlich nein, mein Herr und König!“ —
rief's daneben,
„„Der Lakai bekam den letzten Tropfen eben.“ —

„„Ei, so schick' zum Juden schnell mit einem
Groschen
„„Den Gardisten, eh' der Durst uns noch
erloschen!“ —

„Dictum factum! und umsonst nicht, daß ge-
eilet
„Für den König man, nicht lange ward ge-
weilet.

„Und der Moises hat umsonst auch nicht gemessen

„Für den König; voll war's Maß nebst Interessen.

„Und als wir so saßen, speiseten und auch tranken,

„Brachten alte Kriege wir uns zu Gedanken.

„Da begann nun hinter uns ein Lärmen plötzlich,

„Wie im off'nen Kampfe ging es los entseßlich;

„Nun, die Königsföb'nchen (sah erst jetzt die beiden),

„Bankten sich um meine Tasche gleich den Heiden.

„„Burschen!“ — schrie ihr Vater, und ist d'rein gefahren;

„„Wer ist hier, daß Ihr Euch lieget in den Haaren?

„„Onkel Hary ist's, der Held, steht ihn denn Keiner?

„„Reicht die Hand ihm gleich, Du Großer, und Du Kleiner!“

„Dictum factum! Jeder von den kleinen Herrchen,

„Gab mir einen Matsch, die lieben guten Märchen!

„Und in meine Tasche griff ich voller Freuden,

„Einen Kreuzer schenkt' ich jedem von den beiden.

„„Nein, mein Freund! das dulde ich wohl minder.“

— Sprach der König, — „„Geld gehört sich nicht für Kinder.

„„Und Du kannst es selber besser doch verwenden.“

„„Alsobald fühl' ich was Schweres in den Händen;

„Ich bedankte mich, nahm Abschied von dem Werthen,

„Holend meinen Braunen, den nun gut genährten.

„Da umsonst der nicht solch' Futter hatt' gefunden,

„So vergingen auch nicht vierundzwanzig Stunden,

„Und von Wien war ich daheim, noch voll vom Glücke,

„Denn das Geld war Silber, echte Thalerstücke.

„Echte Thaler, und mit Agio noch daneben! —

„Hei! daß sie schon hin, wie Manches sonst im Leben!

„Doch drum segne Gott den König jetzt und immer,

„Solch' ein guter Freund wird mir zu Theil wohl nimmer.“

UNGARMÄDCHEN IST MEIN LIEBCHEN,

Ungarmädchen ist mein Liebchen,
Schmerz und Trauer ist mein Liebchen,
Aus der Ebne stamm' ich her,
An der Armuth trag' ich schwer.

Traurig seit dreihundert Jahren
Tönt die Besse des Magyaren:
Manchmal rasch — da tanz' ichs nach,
Langsam bald — da sing' ichs nach.

Dreifach ist der Tanz für immer
Bis zum lichten Morgenschimmer;
Dreimal trinken ist Ungarbrauch,
Dreimal wohlthun ist es auch.

Vorbereitung ist sein Leben,
Hat und hat auch keine Ehre;
Nicht Franzos, nicht Türke dräun,
Muß doch auf der Wache sein.

Trägt die Welt mit Klang der Sporen,
Als wär' er zum Glück erkoren!
Wenn die Wirthin Mitleid hat,
Wespert endlich der Soldat.



SCHATZ, MACH AUF DIE
THÜRE DOCH!

Schatz, mach auf die Thüre doch!
Nicht der Slav, der Ungar pocht.
Hei! wie lange machst du drin!
Weißt wohl gar nicht, wer ich bin?

„Weiß es wohl, doch fürcht' ich mich,
Denn der Bursche hält nicht Stuch;
Schwöret Lieb' mit Saus und Braus,
Dreht sich um und — lacht uns aus.“

VIELE GÄNS' AUF WIESEN
GRÜN:

Viele Gäns' auf Wiesen grün:
Durch das Dörflein thät ich ziehn,
Habe mein Lisettchen schön
Küchlein füttern da gesehn.

Füttere nur die junge Brut,
Daß ich kriege Braten gut,
Darauf trinke rothen Wein,
Mit dir tanz' im lust'gen Reihn.

Fürchte dich nicht, kleine Maid!
Küsse dich mit Herzlichkeit;
Nimm als Pfand dies Küßchen hin,
Daß ich nimmer untreu bin.

WIRTHIN, SCHNELL! DAS
LICHT GEHT AUS!

Wirthin, schnell! das Licht geht aus!
Habt ihr ein hübsches Kind im Haus?
Habt ihr aber kein hübsches Kind,
Mag das Licht verlöschen geschwind!
Wozu sollten das Licht wir brauchen,
Winken uns nicht zwei freundliche Augen?

Habt ihr aber kein hübsches Kind,
Mag verlöschen das Licht geschwind!
Habt ihr aber ein Mädchen schön,
Nun so laßt nur das Licht ausgehn!
Denn wenn wir das Licht vermissen,
Mag man leichter das Mädchen küssen!

ERFAHREN HAB' ICHS
WOHL GENUG:

Erfahren hab' ichs wohl genug:
Des Knaben Wert ist Lug und Trug;
Er legt die Hand in deine Hand,
Und denkt an andrer Liebe Band.

Wie ist die Sitte doch so schlecht,
Daß ihm gebührt das Wählerrecht!
Gehörte sie dem Mädchen an,
Wär' auch die Welt viel besser dran.

Kein andres Loos hat jezt die Maid,
Als harren in alle Ewigkeit;
Die Langeweile tödtet mich,
So lange, lange harre ich.

MIT FEHLT NICHTS,

Mit fehlt nichts, nur über Armuth,
Ueber Armuth brumm' ich;
Ich bin stets ein lust'ger Brüber,
Nur mein Rock ist lumpig.

Löcher hab' ich, doch kein Brot —
Diese Schmach bekenn' ich;
Zähle ich mein Geld zusammen,
Find' ich keinen Pfennig.

ICH, ICH BIN DER HIRT
VON PETRI,

Ich, ich bin der Hirt von Petri,
Ich bewach' die Heerd' von Petri;
Treibt mein Bursch die Heerde drüben,
Bin ich selbst beim Liebchen hüben.

WEITER ZIEHT DER STORCH,



Weiter zieht der Storch, und weiter!
Bin von dir, mein Schatz, noch weiter!
Mein Herr Hauptmann legt mir Ketten an die Füße,
Daß er deine Lieb' genieße.

Vater, Mutter sind im Grabe,
Wüste Gaid' ist meine Habe;
In der Schenke wird es mir vielleicht gelingen,
Meinen Schmerz mit Wein zu zwingen.

EINGEZWÄNGT BIN ICH
IN BANDE,

Eingezwängt bin ich in Bande,
Wie das Ross, das eingespannte;
Meine Freiheit ist voll Trauer,
Wie der Vogel in dem Bauer.

Doch, bin ich einst frei geworden,
Wettl' ich keinen Liebesorden;
Für die Freiheit sterben, leben —
Diese Pflicht ist mir gegeben.

DER DONAU FLUTH
IST BREIT,

Der Donau Fluth ist breit,
Doch drüber schmal die Brücke;
Bleib ferne, schöne Maid,
Sonst fällst du von der Brücke.

„Ich falle nicht hinein,
In breite Donaufluthen;
Wohlt fall' ich, Lieber mein!
In deinen Arm voll Gluthen.“

GLÜCKLICH WOLL'N MICH
DIE BEDÜNKEN,

Glücklich woll'n mich die bedünken,
Die der Donau Wasser trinken;
Hecht und Karpfen wohnen drinnen,
Schöne Mädchen baden drinnen.

Klein- und Groß-Remorn, die Städte!
— Ei wie schön sind die drei Mädchen!
Um die Eine möcht' ich freien,
Um die Schönste von den Dreien!

LUSTIG LEB' ICH IN
DER WELT,

Lustig leb' ich in der Welt,
Weil die Jugend sich erhält;
Effe, trinke, freue mich,
Jedes Leid verjage ich.
Gräme sich, wer nimmer lachen
Will und scherzen;
Meine Schmerzen
Werden mich nie närrisch machen.

Dieses Leben ist nicht lang,
Mache sichs der Mensch nicht lang!
Stürmisch ist es zwar, allein
Es vertrauern wär' nicht fein.
Muß man doch nicht diesem Leben
Gleich entsagen:
Sonnig tragen
Alle Blumen, alle Reben.

WER KEIN LIEBCHEN
HAT ZU HAUS,

Wer kein Liebchen hat zu Haus,
Geh' zum grünen Wald hinaus,
Schreib' es auf des Baumes Blatt,
Daß er noch kein Liebchen hat.

MEHR NOCH LIEBE ICH DICH,

Mehr noch liebe ich dich,
Als die Laub' den Weizen,
Träume Tag' und Nächte,
Nur von deinen Reizen.
Ach! kein Weib gebar dich,
Dich gebar die Rose
In Pfingstmorgens Kühle
Aus dem thauigen Schwoße.

HIER IN UNSEREM DORFE

DONAU BRAUSET VOLL
UND LAUT,

ICH WEISS NICHT, IN
TAUSEND AEHREN

Hier in unserm Dorfe
Ists doch schlecht bestellt;
Unter so viel Burschen
Keiner mir gefällt.

Manchen quält der Schnupfen,
Mancher hustet sehr;
Peti hinkt so garstig,
Bandi ackert quer.

Wond wohl wär' der Eine —
Der hat flammend Haar;
Braun wär' wohl der Andre —
Der ist struppig gar.

Donau brauset voll und laut,
Weh ihm, der dem Mädchen traut!
Donau nie und nie verrinnt,
Nie sein Leid ein Ende find't.

Wie der Vogel durch die Lieder,
Tönt Gefühl im Sange wieder;
Wie ich fühle, singe ich,
Bruder Traurig nennt man mich.

Ach! wohl muß ich Trauer tragen,
Doch warum? darf ich nicht sagen.
Nachricht kündend klingt mein Ohr,
Thränen sehn mir wohl beyer.

Ich weiß nicht, in tausend Aehren
Wie viel wohl der Körner wären?
So viel Körner sind darinnen,
So oft denke meiner Minnen!

Nach der Lese eine Woch'
Da erfährts dein Vater doch: —
Soll zur Braut mir geben dich
Und zum Eidam nehmen mich.

IN DIE FERNE,

In die Ferne, in die Ferne muß ich gehn,
Muß dem Schatz 'nen andern suchen, weiß nicht wen!
Du mein theurer Kamerade magst sie pflegen,
Habe mit ihr deine Freude — meinetwegen!



Ungarischer Lebensbaum

MUTTER! WEINTEST WOHL
VOR JAHREN,



Lebkuchen-Husar

Mutter! weintest wohl vor Jahren,
Als ich ging zu den Husaren;
Weine nicht! dein Sohn ist heiter
In dem Lager tapftrer Reiter.

Zulchen! weint'st wohl unter Küssen,
Als ich mich von dir gerissen;
Weine nicht! dein Lieb ist heiter
In dem Lager tapftrer Reiter.

Doch — wenn Mutter schon gestorben?
Wenn mir Zulchen untreu worden?
Dann, dann ist mein Herz nicht heiter,
Nuch im Lager tapftrer Reiter.

Eine Thräne für die Lieben! —
Nur ein Trost ist mir geblieben;
Meinen Kameraden allen
Ist ja dieses Loos gefallen.

Leure Mutter! ruh in Frieden!
Zulchen! bleiben wir geschieden! —
Ich, den Säbel in der Rechten,
Will für Recht und Freiheit sechten.



O WIEN,

O Wien, von Westen gegen Osten schreist
Dein wilder Sturm daher;
Er bringt dem Ungarvolke Schmerz und Leid,
Und Wolken trüb und schwer.
Wer zählt' es je, o Stadt, so stolz und groß,
Wie oft für dich das Blut der Ungarn floß!

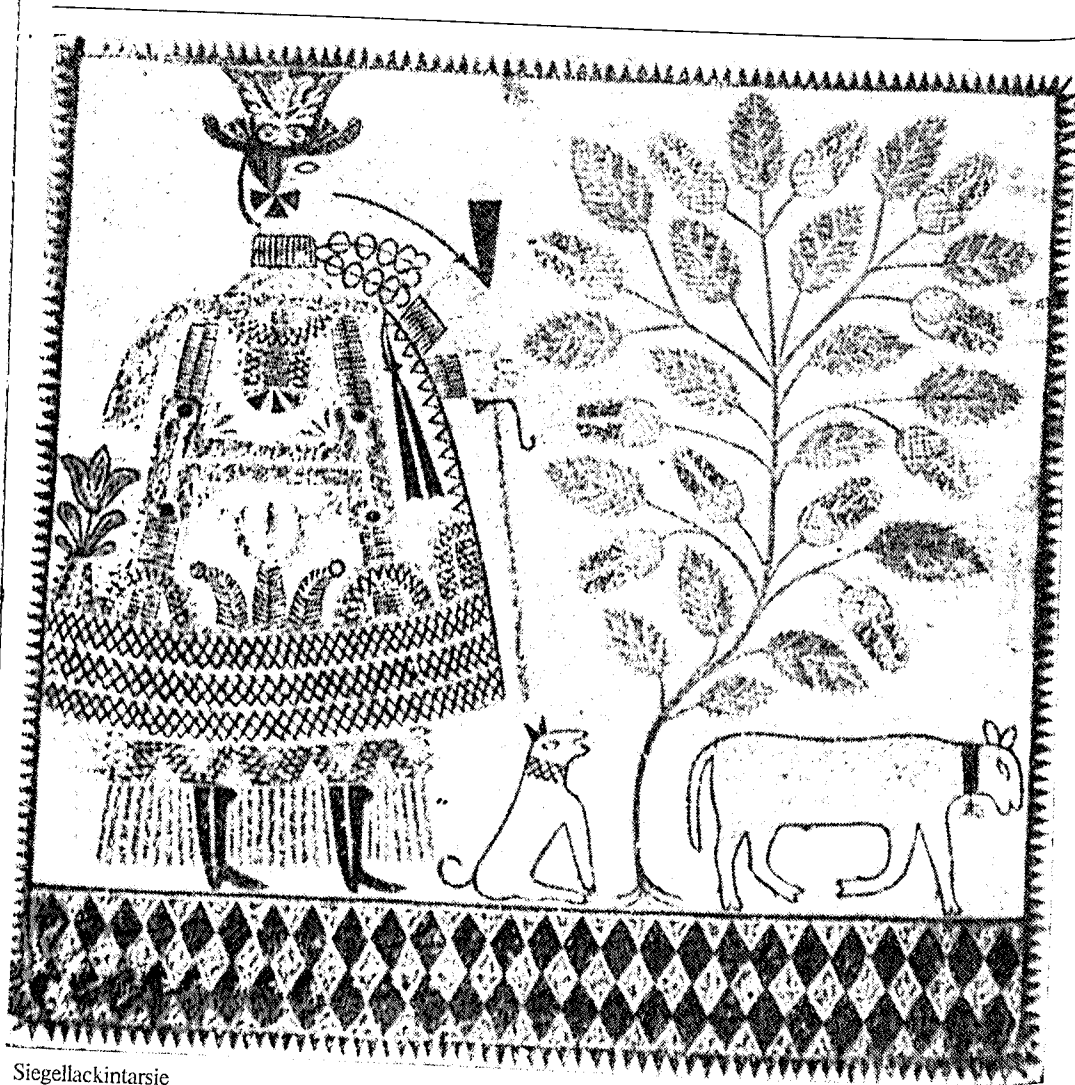
O Donau, Herzschlag unsers Vaterlands,
Wie schäumte deine Fluth,
Wenn wir, begehrend nach dem Siegerkranz,
Versprigten unser Blut!
Wohl mochte, Strom! an deiner Ufer Grün
Gar vieler Ungarn Herz im Tod' verglühn!

Ich trage meine Thränen hin nach Pesth,
Nach Belgrad trag' ich sie,
Veneg' damit der Helden Staubesrest,
Die kämpfend fielen hie.
Wenn für des Vaterlands Wohl Blut einst floß,
Fließ' jetzt die Thräne um sein traurig Loos!

Noch hab' ich kein Weib, doch — 's wird schon sein!
Führe sie ins Haus, wenns — Schnee wird sein!
Kaufe ihr Gefchmeid', wenn — schön sie ist!
Küss' sie hundertmal, wenn — gut sie ist!



Spiegelhalter mit Siegellackintarsie



Siegellackintarsie

AUFWÄRTS STEIGT IM WEIN DIE PERLE

Aufwärts steigt im Wein die Perle für und für,
Dieses hohe Recht verweigert Niemand ihr.
Steig' auch stets zum Himmel, was des Himmels werth!
Mag die Schlacke liegen auf der trägen Erd'!

Während wirkt das Mahl auf unsern Körper ein,
Doch was Geist dem Mahl verleihet, das ist Wein!
Eng verschwistert sind einander Wein und Geist!
Zeigt den Fisch, der großen Werkes Meister heißt!

Süßer ist beim heitern Glas der Liebe Lust;
Was in ihr wohl bitter ist — verschluckt man lust.
Hei, mein Täubchen, süße Knospe! lächelst du?
Liebst du mich, geb' seinen Segen Gott dazu!

Dieser volle Becher funkelt, glänzt für dich,
Voll des Feuers, voll der Flammen, so wie ich!
Hätt' er wohl ein Herz wie ich — er schäumte wild,
Wild, wenns Liebe — wilder, wenns Entfagung gilt.

Hei, mein Freund, mein Landesbruder, trinke Wein!
Bist du lustig, traurig, mürrisch — schenk nur ein!
Wein — er macht die Lust gesund, die Sorge krank;
Nirgends findest du auf Erden solchen Trank.

Wie ein Kind entschläft der Kummer in dem Wein —
Ungarn mußte stets ein Sitz des Kummers sein.
Es ist Zeit, daß Ungarn endlich aufserblüh' —
Seht wird es, jetzt muß es aufblühn ober — nie!

Ja, wohl trinkt der Ungar Wein, er hat auch Recht;
Mäßig, langsam, kanns nicht schaden, ist nicht schlecht.
Für des Vaterlandes Wohl trinkt er sein Glas —
Thät' er doch fürs Vaterland auch irgend was!

Nun, wir wandeln künftig einen bessern Pfad,
Helfen unserm Vaterland mit Wort und That;
Und wenns Gott so ernstlich wünscht, wie wir allein,
Wird es bald von Schand' und Schmach erlöset sein.

Ungarische Volksmärchen

Dongó und Mohácsi

Es waren einmal irgendwo – ich weiß nicht wo, und du weißt nicht wo –, also irgendwo an den beiden äußersten Enden der Welt waren einmal zwei Regimenter. Aus jedem dieser beiden Regimenter entließ man einen Soldaten. Die zwei Soldaten hatten kein Heim und keine Heimat, sie zogen einfach los, ein jeder seiner Nase nach. Beide kamen zur gleichen Zeit in einer großen Stadt an, wo gerade Markttag war. Sie trieben sich auf dem Markt herum, kauften und verkauften aber nichts, weil sie nichts besaßen. Immerfort zerbrachen sie sich den Kopf, wie sie sich ein bißchen Geld verschaffen könnten. Endlich dachte sich jeder von ihnen etwas aus. Der eine ging in den Wald und sammelte einen Sack voll Galläpfel. Damit machte er kehrt und ging wieder auf den Markt, wo er einen Dummen zu finden hoffte, dem er die Galläpfel als Nüsse verkaufen könnte. Der andere stopfte einen Sack voll Buchenkätzchen, die er als Wolle verkaufen wollte. Lange boten sie ihre Ware feil, aber es fand sich niemand, der sie wie die Katze im Sack kaufte. Sie begegneten sich oft, sprachen aber nicht miteinander. Endlich redete dann doch der, welcher Wolle feilbot, den andern an:

„Was verkauft Ihr, Freund?“

„Nüsse. Und Ihr?“

„Wolle. Aber niemand kauft sie mir so im Sack ab, und ich will sie nur so verkaufen.“

„Und ich ebenso meine Nüsse. Wißt Ihr was? Tauschen wir die Säcke.“

Sie tauschten die Säcke, ohne hineinzusehen, dann drehten sie einander den Rücken und verließen den Markt. Der eine war nun neugierig, was für Nüsse, und der andere, was für Wolle er bekommen hätte. Sie machten die Säcke auf, und da merkten sie beide, daß sie sich gegenseitig beschummelt hatten. Rasch liefen sie zurück, und in der Mitte des Marktes trafen sie sich.

„Na, Gevatter“, sagte der mit der Wolle, „wie ich sehe, seid Ihr genauso ein Spitzbube wie ich, und ich bin ein Halunke wie Ihr. Legen wir also zusammen, was wir verdienen, und betrügen wir gemeinsam die Welt.“

„Meinetwegen“, sagte der andere. „Wie heißt Ihr?“



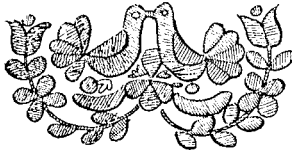
„Dongó. Und Ihr?“

„Mohácsi.“

Nun begannen die beiden Strolche zu überlegen, wie sie am leichtesten, mit so wenig Arbeit wie möglich, leben könnten. Am Ende beschlossen sie, sich irgendwo einen Dienst zu suchen. Sie zogen los und kamen zu einer alten Hexe. Die brauchte nur einen Knecht, aber sie wollten sich nicht einer ohne den anderen verdingen, und sie wollten auch durchaus bei dieser Alten bleiben. Umsonst sagte sie wieder und wieder, sie brauche nur einen, denn bei ihr sei nur eine Kuh zu versorgen, und was gebe es denn mit einer zahmen Kuh für zwei Leute zu tun? So redete sie. Jedoch die beiden ausgedienten Soldaten ließen nicht locker, und am Ende stellte die Alte sie beide an. Die Soldaten freuten sich darüber wie ein Narr über einen Groschen, denn wirklich: Was gab es denn bei einer einzigen Kuh zu arbeiten? Sie vereinbarten, daß der eine von ihnen mit der Kuh auf die Weide gehen und der andere den Stall säubern sollte. Am ersten Tag wollte Dongó die Kuh auf die Weide treiben. Er verschaffte sich eine lange Pfeife und einen Strohstuhl. Draußen auf der Wiese wollte er sich dann auf den Stuhl setzen, die lange Pfeife anstecken und schmauchen wie ein türkischer Pascha; die Kuh würde unterdessen schön still um ihn herum weiden. Auch Mohácsi wollte sich nicht zu Tode arbeiten. Er dachte sich die Sache so, daß er gleich am Morgen den Stall säubern und dann den ganzen Tag schlafen würde; nur zum Essen wollte er aufstehen.

Dongó brach also am Morgen auf. Er packte Brot und Speck in seinen Ranzen, band sich den Stuhl auf den Rücken, die lange Pfeife trug er in der Hand. Doch kaum war er außerhalb der Stadt, da fing die Kuh an zu laufen. Dongó rannte hinter ihr her. Als er schon sehr müde war, blieb die Kuh stehen, weidete ein wenig und rannte dann von neuem los. So ging das den ganzen Tag. Der arme Dongó konnte nur noch keuchen, als er am Abend nach Hause kam.

Doch Mohácsi war es nicht besser ergangen. Am Morgen hatte er sich darangemacht,



den Stall auszumisten. Aber so oft er eine Schaufel voll hinauswarf, lag dafür doppelt soviel im Stall, so daß er erst spät am Abend fertig wurde. Da stellte er sich dann an die Tür zur Straße und wartete auf Dongó. Der kam denn auch bald – er trieb die Kuh heim.

„Nun, Kamerad“, fragte Mohácsi, „wie ist es dir ergangen?“

„Sehr gut, Kamerad. Gleich draußen vor der Stadt fand ich eine schöne Wiese, deren Gräser mir bis an die Knie reichten. Da setzte ich mich auf mein Stühlchen, zündete die Pfeife an, und so habe ich die Zeit verbracht. Und was hast du den lieben langen Tag gemacht?“

„Ich habe gleich am Morgen die paar Schaufeln Mist rausgeschippt und mich dann hingelegt. Bis Mittag habe ich geschlafen; dann bin ich aufgestanden und habe gegessen; danach habe ich mich wieder schlafen gelegt. Jetzt eben erst bin ich aufgewacht. Aber weißt du, morgen bleibe du zu Hause, und ich gehe mit der Kuh auf die Weide; du wirst dich bestimmt fein ausschlafen.“

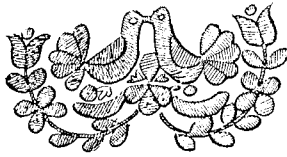
Darauf lachte Dongó sich eins, aber nur so in seinen Mantel hinein. Na, du wirst dich nicht ausschlafen! dachte er bei sich, sagte aber nichts.

Am nächsten Tag ließ sich Mohácsi von Dongó das Stühlchen und die lange Pfeife geben, und zog tatsächlich mit der Kuh hinaus. Es erging ihm genauso wie am vorhergehenden Tag Dongó; er mußte hinter der Kuh herrennen, daß er sich fast die Füße abwetzte. Dongó wiederum fing zu Hause mit dem Mistschaufeln an, und als er damit fertig war, stand die Sonne schon tief unten am Himmel. Da kam auch Mohácsi mit der Kuh zurück, und noch jetzt am Abend war er wütend. Er schrie Dongó an:

„Warum hast du mir denn nicht gesagt, daß die Kuh so wild ist?“

„Hm . . . Und du? Warum hast du mir nicht gesagt, daß der Mist so wild ist?“

Dann aber begannen sie zu beratschlagen, was wohl dahinterstecken mochte. Und sie kamen zu dem Schluß, daß die Alte, bei der sie dienten, gewiß eine Hexe sei und daß sie am nächsten Tage durchbrennen wollten.



Dieses Gespräch belauschte die alte Hexe. Sie wußte, daß die beiden Knechte ihren Lohn verlangen würden, und nahm sich vor, sie übers Ohr zu hauen. Darum rief sie ihre Magd und sprach zu ihr: „Wenn ich morgen zu dir sage: Hole Geld aus der Grube! dann sage du nichts, aber du sollst mich fragen: Was für welches soll ich holen? Gelbes, weißes oder rotes? – Dann gehe eine Weile hinaus, und dann bringe mir das hier.“ Und sie gab ihr einen Haufen Kupfergeld.

Am nächsten Morgen baten die beiden ausgedienten Soldaten wirklich um ihren Lohn. Die Hexe rief ihre Magd und sagte zu ihr:

„Geh, Marischka, hole mir eine halbe Schürze voll Geld aus der Grube!“

„Was für welches? Gelbes, weißes oder rotes?“

„Jetzt nur vom roten.“

Die beiden Soldaten sahen einander an. Dann traten sie ans Fenster, um zu spähen, wohin die Magd ginge. Und sie sahen, daß die Grube im Garten sein mußte, ganz hinten im äußersten Winkel. Sie zwinkerten sich zu, daß es nicht schwer sei, dort zu stehen. Aber sie sprachen kein Wort.

Nach einem Weilchen kam die Magd zurück. Die alte Hexe zahlte den Soldaten ihren Lohn aus und entließ sie. Die beiden konnten kaum erwarten, daß es Abend und dunkel wurde. Sie verschafften sich einen Strick – die beiden Säcke hatten sie noch –, und dann gingen sie, um zu stehlen. Sie kletterten hinten durch das Gartengitter herein und fanden sehr schnell die Grube. Dort verhandelten sie darüber, wer von ihnen beiden in die Grube hinabsteigen sollte.

„Geh du“, sagte Dongó, „du bist magerer und leichter als ich. Ich binde dir den Strick um den Bauch, und dann lasse ich dich daran hinunter. Unten packst du die Säcke voll. Diese ziehe ich zuerst hoch, und nachher kommst du an die Reihe.“

Mohácsi war einverstanden. Als er unten in der Grube war, fing er an herumzutasten, fand aber nichts als Knochenstücke, kreperte Mäuse und Kröten, ja vielleicht griff er sogar in Katzendreck.



Dongó fragte oben fortwährend: „Hast du's gefunden? Ist viel da? Soll ich schon ziehen?“

Mohácsi wagte nicht zu sagen, was er gefunden hatte, denn er fürchtete, ein Kumpan würde ihn dann im Stich lassen. Also rief er ihm nur zu, der eine Sack sei gleich voll. Und während er Dongó damit vertröstete, kroch er selber in den Sack hinein. Als er sich darin gut eingenistet hatte, rief er laut: „Kannst ziehen, Kamerad, der Sack ist voll!“

Dongó zog den Sack hoch, warf ihn sich auf den Rücken und lief wie aus der Pistole geschossen davon. Zu Mohácsi in der Grube – denn er war ja der Meinung, der wäre unten geblieben – hatte er nicht einmal ein Gott befohlen gesagt. Und Dongó schleppte den Sack über Stock und Stein; er brach fast darunter zusammen. Als er außerhalb der Stadt war, begann Mohácsi im Sack zu reden:

„Schlepp mich nicht weiter, Kamerad, ich hab' genug davon.“

Dongó platzte beinahe vor Wut, daß er sich so hatte hereinlegen lassen.

„Verflucht und zugenäht!“ schrie er. „Dich also habe ich geschleppt?“

„Ja, Kamerad“, erwiderte Mohácsi, „ich wußte genau, wenn ich dir gesagt hätte, was ich da unten gefunden habe, hättest du mich sitzen lassen wie Paulus die Walachen. Darum habe ich's so für besser gehalten.“

Da gab Dongó klein bei, denn er sah ein, daß diesmal er der größere Schuft gewesen war. Er fragte Mohácsi, was er denn dort gefunden habe.

„Nichts anderes, Kamerad, als Knochenstücke, Mäuse und Kröten.“

Nun wußten sie also, daß nicht nur sie sich gegenseitig betrogen hatten, sondern daß sie auch von der alten Hexe betrogen worden waren. Sie schalten und verfluchten diese, und dann beratschlagten sie, wie sie denn nun ihr Brot verdienen könnten. Und sie beschlossen, sich irgendwie durchzuschlagen, aber keineswegs zu arbeiten. Wenn's nicht fließt, tröpfelt es, sagten sie sich und schlugen, ohne weiter viel nachzudenken,



den Weg ein, auf dem die meisten Leute gingen; sie zogen also aufs Geratewohl los, ohne zu wissen, wohin.

Nachdem sie eine Weile gegangen waren, kamen sie an eine Schenke. Um diese Schenke standen ringsumher Galgen, und an jedem Galgen hing ein Mann. Trotzdem gingen die beiden hinein. Dongó konnte nicht umhin, den Schankwirt zu fragen: „Sagt, guter Mann, warum sind die vielen Männer hier aufgehängt worden? Was können die verbrochen haben? Ich bin schon viel in der Welt herumgekommen, aber so was hab' ich noch nirgends gesehen.“

„Ja, Herr Soldat, die Sache ist die: Unser König hat einen Ring gehabt mit einem Stein drin. Wenn er den Ring so drehte, daß der Stein nach innen kam, konnte er die ganze Welt sehen; drehte er aber den Stein nach außen, dann sah die ganze Welt den König. Dieser Ring ist vor ein paar Tagen verlorengegangen; kein Mensch weiß, wo er ist. Darum hat der König verkünden lassen, wer ihm sagen könne, wo der Ring sei, den mache er zu einem großen Herrn, zu einem Herrn wie ein kleiner König, wer aber nichts Bestimmtes sagen könne, der solle lieber gar nichts sagen, denn wenn er nicht das Richtige sage, ließe er ihn aufknüpfen. Diese Männer hier waren sämtlich Weissager, aber keiner von ihnen konnte sagen, wo der Ring ist, und da sind sie denn alle aufgeknüpft worden.“

Was brauchte Dongó weiter zu hören? Sofort sprach er zum Schankwirt: „Auch ich bin ein Weissager. Meldet mich beim König an.“

Mohácsi zupfte ihn von hinten, was bedeuten sollte: Sie werden dich auch aufknüpfen! Aber er zupfte ihn umsonst, Dongó behauptete nur um so fester, daß er ein Weissager sei.

Der Schankwirt schickte sogleich einen berittenen Boten zum König mit der Meldung, wer bei ihm sei. Der König wiederum schickte auf die Botschaft hin eine vier-spännige Kutsche zum Schankwirt. Dongó setzte sich in die Kutsche, und dem Wirt befahl er, bis er zurückkomme, Mohácsi alles zu geben, was er wünsche. Mohácsi



machte sich das zunutze: den ganzen lieben Tag aß er und trank er, ganz gleich, ob er hungrig und durstig war oder nicht. Aber es ließ ihm trotzdem keine Ruhe, was nun wohl aus Dongó werden würde. Er machte sich wirklich Sorgen, teils weil sie doch nun schon so gut aneinander gewöhnt hatten, noch viel mehr aber deswegen, weil er keinen lumpigen Heller besaß und schon eine Menge Schulden gemacht hatte. Da nahm er sich im stillen vor, einfach auszukneifen, sobald man Dongó zum Henken bringen würde.

Während Mohácsi so grübelte, erging es Dongó sehr gut. Als er ins Königsschloß eintrat, erwies man ihm alle Ehren. Er bekam ein Zimmer für sich. Dort schloß er sich ein. Als er allein war, nahm er einen Kalender vor, den er noch in der Schenke gestohlen hatte, und schlug ihn auf. Er konnte aber nicht lesen; also zeigte er nur mit dem Finger herum, bald auf das weiße Papier, bald auf die schwarzen Buchstaben, bald auf die roten Schnörkel, und dabei sprach er mit lauter Stimme: „Das ist weiß, das schwarz, das rot . . . einmal weiß, einmal schwarz, einmal rot . . .“

Draußen lauschten alle, was der Weissager da wohl redete; sie konnten es aber nicht verstehen. Am meisten spitzten des Königs drei Diener die Ohren, die den Ring gestohlen hatten. Aber aus dem, was sie da hörten, wurden sie nicht klug. Die drei Diener hießen: Weiß, Schwarz und Rot.

Dongó ging zum König und bat ihn um drei Tage Wartezeit, weil er so viel Zeit brauchte, um sagen zu können, wo der kostbare Goldring sei. Der König würde ihm mit Freuden auch sechs Tage bewilligt haben, wenn er nur seinen geliebten Ring wiederbekäme. Dongó zog sich wieder in sein Zimmer zurück. Dort sagte er weiter sein Sprüchlein her.

So verging allmählich der erste Tag. Der König schickte seinen Diener namens Weiß zu Dongó, daß er ihn zum Essen rufe. Als der Diener die Tür öffnete, sagte Dongó gerade: „Das ist weiß.“

Der Diener bekam einen gewaltigen Schrecken, denn er meinte, Dongó habe seinen



Namen gesagt. Aber er nahm sich zusammen und richtete seinen Auftrag aus. Da stieß Dongó einen Seufzer aus und sagte: „Na, Gott sein Dank, bis zu *einem* hab' ich's schon gebracht!“, und er meinte damit das Essen. Der Diener jedoch bezog es auf sich und war nun schon davon überzeugt, daß der Weissager alles wisse. Voll Angst und Schrecken lief er seinen Kumpanen, und sie beratschlagten, was sie nun tun sollten.

„Es wäre am besten, wenn wir uns mit ihm einigten“, sagte einer von ihnen, „denn wenn er dem König verrät, daß wir's gewesen sind, werden wir alle drei gehenkt.“

„Warten wir noch einen Tag“, schlug der andere vor, „vielleicht hat sich das gar nicht auf uns bezogen.“

Am nächsten Tag schickte der König seinen Diener namens Schwarz, den Weissager zum Essen zu rufen. Als der Diener bei Dongó eintrat, sagte dieser gerade: „Das ist schwarz.“

Der arme Diener wurde vor Schreck beinahe zur Salzsäule, als er seinen Namen hörte. Dennoch stotterte er irgendwie, weshalb ihn der König geschickt habe. Da sagte Dongó wieder mit einem Seufzer: „Na, Gott sei Dank, bis zum *zweiten* hab' ich's auch gebracht!“

Als der Diener das hörte, konnte er kaum zum Zimmer hinauswanken. Alle drei Diener beschlossen nun sogleich, dem Weissager den Ring zu geben und ihn zu bestechen, damit er sie nicht verrate. Nach dem Essen gingen sie zu ihm. Dongó saß da und las mit mächtig weiser Miene aus dem Kalender: „Da weiß, da schwarz, da rot.“

„Mit Verlaub, Herr Weissager“, begann der erste Diener, „wie wir sehen, habt Ihr aus diesem Buch erfahren, daß wir den Ring gestohlen haben. Jetzt sind wir gekommen, Euch den Ring zu übergeben. Obendrein wollen wir's gern gut bezahlen, nur klagt uns nicht beim König an.“

Dongó war hocherfreut. Er tat, als ob er alles gewußt hätte. Mit den Dienern kam er überein: wenn sie gut zahlten, würde er sie nicht verraten. Und sie gaben ihm, was er verlangte.



Am dritten Tag fragte der König Dongó während des Essens:

„Nun, lieber Herr Weissager, die drei Tage sind abgelaufen. Wißt Ihr schon etwas von meinem Ring?“

„O ja, ich weiß alles, großer König, doch jetzt kann ich es noch nicht sagen, denn noch ist die Frist nicht ganz um; eine Nacht fehlt noch. Wenn ich vor der Zeit spräche, würde ich meine ganze Wissenschaft verlieren. Morgen früh, wenn Ihr aufsteht, großer König, werde ich Euch alles sagen.“

Nach dem Essen begab sich Dongó wieder in sein Zimmer. Dort dachte er angestrengt nach, bis er endlich eine Lösung fand, wohin er den Ring tun könnte. Der König hatte einen Pfau, der ihm sehr lieb war. Er hatte ihn noch als jungen Vogel bekommen und ihn selbst großgezogen. Jeden Tag fütterte er ihn selbst, er ließ ihn aus seiner Hand fressen, Nicht um eine Kälberkuh hätte er den Pfau hingegeben. Dongó hatte gesehen, daß der Pfau immer um den König herumstelte, und jetzt faßte er den Plan, irgendwie, und wenn es noch so schwer ginge, den Ring von dem Pfau fressen zu lassen. Am folgenden Morgen stand Dongó sehr früh auf, als im Schloß noch jedermann schlief. Der Pfau spazierte schon auf dem Hof herum. Dongó lockte ihn schmeichelnd zu sich heran, er warf ihm Brotstücke hin. Dann knetete er den Ring in ein Stückchen Brot und warf ihm auch das hin. Und der Pfau fraß es auf.

Kaum war dies geschehen, und kaum hatte Dongó den Pfau weggejagt, da trat auch schon der König auf den Hof. Dongó ging zu ihm hin.

„Die Frist ist nun abgelaufen, großer König. Jetzt kann ich Euch sagen, wo der Ring ist. Laßt den Pfau töten, großer König, in dessen Magen ist der Ring. Einmal als, Ihr Euch die Hände wuscht, legtet Ihr den Ring ab; da ging der Pfau hin und verschluckte ihn. Er hat ihn noch im Magen.“

„Gut“, sprach der König, „ich werde tun, was Ihr sagt. Aber wenn der Ring nicht gefunden wird, müßt Ihr den Tod aller Tode sterben, weil Ihr mich dazu getrieben habt,



mein Lieblingstier töten zu lassen. Darum sage ich Euch, überlegt Euch das erst noch einmal."

Dongó indessen blieb dabei, er wisse, daß der Ring in des Vogels Magen sei, er habe das aus seinem Buch gedeutet.

Der Pfau wurde getötet. Der König und die Königin standen dabei, als der Vogel ausgenommen wurde. Die Magd schnitt den Magen auf, und da rollte der kostbare Ring heraus.

Darüber waren nun der König und auch die Königin sehr erfreut. Sie umarmten und küßten Dongó. Dann luden sie Verwandte, Bekannte und Gevattern ein und veranstalteten ein großes Festgelage.

Nach dem Essen spazierte die Königin mit Dongó Arm in Arm durch den Garten.

Und während sie dort spazierten, fing die Königin eine Fliege. Da sagte sie:

„Herr Weissager, erratet, was ich in der Hand habe! Hundert Dukaten sind der Preis."

Dongó kratzte sich den Kopf und murmelte vor sich hin:

„Fliege, fliege, mein Gedanke, befrei mich noch dieses Mal aus der Klemme . . ."

„Wahrhaftig!" rief die Königin gleich beim ersten Wort. „Ihr habt gewonnen, Herr Weissager, es war eine große Fliege."

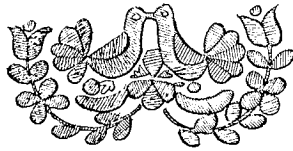
Als sie ein Stückchen weitergegangen waren, fing die Königin wieder an:

„Hier im Garten, ganz hinten ist ein wildes Tier. Erratet, was für eins, Herr Weissager! Hundert Dukaten sind der Preis."

Dongó dachte bei sich, früher oder später würde man doch merken, daß er kein Weissager sei; darum seufzte er mit betrübler Miene:

„Ach ja, vergebens dreht und wendet der Fuchs seinen Schwanz, am Ende fällt er doch in die Grube."

„Stimmt!" rief die Königin. „Wieder habt Ihr gewonnen, Herr Weissager! Dort hinten ist ein Fuchs in der Höhle."

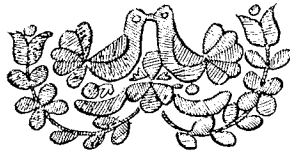


Dongó war heilfroh, daß er sich wieder aus der Patsche geholfen hatte, und antwortete von da an auf keine Frage mehr, die man ihm stellte.

„Unser Gesetz schreibt vor“, sagte er, „daß wir bei einer Gelegenheit nicht öfter als dreimal weissagen dürfen.“ Damit gab man sich zufrieden und fragte ihn nichts mehr. Am nächsten Tag fuhr eine sechsspännige Kutsche vor. Dongó ließ das viele Geld einpacken, verabschiedete sich vom König, setzte sich in die Kutsche und fuhr davon, zurück zur Schenke.

Mohácsis stand, wie jeden Tag, vor der Tür und spähte, ob sein Kamerad schon an den Galgen geführt würde. Und da sah er, daß eine Kutsche mit sechs prachtvollen Pferden davor angefahren kam. Er sah schärfer hin. Saß da wirklich Dongó in der Kutsche, oder träumte er? Und von einem Staunen kam er ins andere, als Dongó ausstieg und die Unmenge Geld ins Haus tragen ließ. Als er sich erkundigte, was es denn mit alledem auf sich habe, bekam er zur Antwort: „Ob es nun so war oder anders, einerlei, Kamerad. Die Hauptsache ist, daß wir viel Geld haben. Siehst du: Wer wagt, gewinnt!“ Sie führten ein lustiges Leben. Einen jeden, der in die Nähe der Schenke kam, luden sie ein. Da gab es Gelage bei Tag und bei Nacht – sie hatten ja Geld wie Heu. Aber so lang eine Wurst auch ist, so hat sie doch ein Ende: das Geld der beiden ausgedienten Soldaten reichte nicht ewig, und eines Tages hatten sie beim Schankwirt schon Schulden. Da steckten sie wieder die Köpfe zusammen und überlegten, was sie nun machen sollten. Sie kamen zu dem Schluß, daß es das beste sei, den Wirt im Stich zu lassen und durchzubrennen. Noch in derselben Nacht packten sie ihre Siebensachen, stahlen dem Wirt rasch noch eine Lampe, sagten nur dem Türpfosten Lebewohl und zogen in den Wald.

Während sie im Wald umherschweiften, war ihnen plötzlich, als hörten sie Stimmengewirr. Sie lauschten, und tatsächlich war etwas zu hören, das wie Zank und Streit klang. Sie gingen in der Richtung, aus der der Lärm kam, und mit einemmal standen sie mitten auf einem Friedhof, vor der Mauer einer verfallenen Kirche. Sie lugten



durchs Fenster und sahen zwölf Räuber, die sich in einen Haufen Gold- und Silbergeld teilten und sich darum stritten. Lange dachten die beiden ausgedienten Soldaten still nach; jeder von ihnen zerbrach sich den Kopf, wie man den Räubern das Geld wegnehmen könnte. Nach einer Weile sagte Mohácsi: „Hier müssen wir unser Glück versuchen, Kamerad. Vielleicht können wir die Räuber erschrecken und verscheuchen. Tun wir, als ob wir Gespenster wären. Wenn sie dann vor Schreck davonlaufen, teilen wir uns in das Geld.“

Dongó fand den Vorschlag gut. Sie überlegten nur noch, wie er am besten durchzuführen sei. Auch das klügelten sie aus.

Dongó hatte einen großen weißen Soldatenmantel. In den hüllte er sich so ein, daß auch sein Kopf nicht zu sehen war. Dann nahm er die Lampe in die Hand und ging mit langsamen Schritten in die Kirche, wo die Räuber waren. Dort begann er mit dumpfer Stimme, als spreche jemand in einem Topf: „Stehet auf, die ihr hier vor tausend Jahren begraben worden seid! Die Stunde des Gerichts ist gekommen, da ein jeder Rechenschaft ablegen muß!“

Unterdessen warf Mohácsi von draußen allerlei Steine und Knochen unter die Räuber und rief bald von hier, bald von dort: „Wir kommen, Herr, wir kommen alle!“

Da sprangen die Räuber auf und stoben auseinander wie die Hühner; sie ließen sogar ihre Mäntel liegen, solche Angst hatten sie vor dem Jüngsten Gericht.

Die beiden Soldaten machten sich über das Geld her und fingen an, es unter sich zu teilen. Aber sie hatten den Verdacht, daß die Räuber zurückkommen könnten. Deshalb schrien sie beide: „Laß mir diese eine Münze! Laß mir diese eine Münze!“

Und das war sehr schlau, denn einer von den Räubern kam zurück, um nachzusehen, ob da wirklich ein Gespenst erschienen war. Als er aber hörte, was da geschrien wurde, machte er kehrt und rief seinen Spießgesellen zu: „He! so viele sind da, daß von dem Haufen Geld nicht mal jeder eine Münze bekommt. Sie schreien alle durcheinander: Laß mir diese eine Münze! Laß mir diese eine Münze!“



Da liefen die Räuber sogar aus dem Wald, solche Angst hatten sie. Die beiden Soldaten teilten sich nun gemütlich in das Geld; jeder von ihnen bekam einen Sack voll. So beladen, verließen sie die verfallene Kirche und gingen aus dem Wald hinaus. Als sie ein Stück gegangen waren, kamen sie an eine Weggabel, und da sprach Dongó: „Mein lieber Kamerad, wir haben jetzt lange genug zusammen gelebt und die Welt betrogen; Geld haben wir jetzt beide, und so können wir auch ohne einander durchkommen. Hier scheidet sich der Weg nach zwei Seiten. Geh du nach rechts, ich gehe nach links, und wenn wir uns noch einmal irgendwo begegnen, können wir ja wieder zusammen leben.“

So nahmen sie voneinander Abschied: der eine ging nach rechts, der andere nach links.

Hätten sie sich nicht getrennt, würden sie wohl noch mehr Schwindeleien begangen haben, und dann wäre auch mein Märchen noch länger. So aber ist es zu Ende. Es war ein Märchen – vielleicht ist die Geschichte gar nicht wahr.

Wer besser lügen kann

Einmal sind ein Infanterist, ein Artillerist und ein Husar zusammengekommen, welcher von ihnen besser lügen kann. Der Infanterist erzählt: „Ich ging oben in den Karpaten auf den größten, höchsten Gipfel und ich hab schon die Sterne in mein Felleisen gesteckt. Ich wollte auch die Gluckhenne erwischen, sie verbarg sich aber unter dem Wagen.“

„Ei“, sagten die anderen, „das könnte wahr sein.“

Dann kam der Husar. Er war in Italien. Dort sind sie einmal ganz frühmorgens ausgerückt. Und da kam ein sehr großer Platzregen. Es war nirgendwo ein Baum. Dann haben sie von weitem einen großen Krautkopf gesehen. Unter ihm hatten dreihundert Reitersoldaten Platz.

Dann hat man gesagt, es ist auch möglich, daß es wahr ist.

Dann kam ein Faßbinder. Und er war in Kanada. Dort hat man einen großen Bottich gemacht. Jeder Faßbindergeselle arbeitete eine Gehstunde von dem andern entfernt. Die andern haben zu ihm gesagt: „Du Rindvieh, wozu konnte man diesen großen Bottich brauchen?“

Er sagt: „Für dieses große Kraut, das du in Italien gesehen hast.“

Dann kam auch noch ein Bauernbursch. Daß auch er eins lügen kann. Dann sagt der Bauernbursch: Sie hatten eine alte schäbige Kuh. Und sein Vater hat sie verkauft. Die Kuh hat erfahren, daß er sie verkauft hat. Bei Nacht ist diese schäbige Kuh entflohen. Sie ging in den Wald. Sie kroch in ein Baumloch. Und dort drinnen hat sie auch gekalbt. Und als man sie gefunden hat, hatte ihr Kalb schon ein so großes Horn, daß, wenn der Schweinehirt in dieses Horn hineinbläst – weil aus diesem Horn ein Blashorn gemacht wurde – er hat am St. Georg hineingeblasen, tönt es erst am St. Michaelstag heraus. Das war aber ein großes Horn!

Die anderen sagen, daß er am besten gelogen hat, der Bauernbursch. Und sie lebten und starben, und sie haben in den Kürbis geschissen, und der am besten zugehört hat, bekommt das ganze über den Kopf gestülpt.

Wie ist der erste Soldat ins Himmelreich gelangt?

Einstmals ist irgend eine große Parade im Himmelreich gewesen. Vor des Herrn Jesus Christus Angesicht sind die dorthin gelangten Seelen in Reih und Glied vorbeidefiliiert. Ich sag Euch, da gab es alle nur erdenklichen Menschensorten, nur keine Soldaten.

„Was ist der Grund?“ fragte der Herr St. Peter.

Peter zuckte nur die Achseln. Er dachte: was soll man da erst reden, weil doch der Herr Jesus ohnedies die gottverlassenen Infanteristen und die noch großmäuligeren Husaren kennt. – Doch nahm er sich vor, daß er bei der nächsten Parade schon einen Soldaten stellen würde.

Einstmals also stieg er zur Erde nieder, und hier fiel ihm ein blinder, verabschiedeter Soldat in die Augen. Als der hörte, daß jemand klopfte, grüßte er, wie sich's gehört:

„Gelobt sei Jesus Christ!“

„In Ewigkeit, mein Sohn!“ grüßte St. Peter wieder und beschenkte ihn auch noch mit einem harten Zwanziger.

„Vergelt's Euch Gott tausendmal!“

„Ei, wahrlich, du bist mein Mann,“ dachte Peter. Dann fuhr er laut fort: „Mein wackerer Freund, ich sag' dir was, spitz die Ohren: Wünsch dir deiner Seelen Seligkeit!“

Der Soldat lachte laut auf: „Meiner Seelen Seligkeit?! Wenn mir jemand dafür einen ordentlich großen Schinken gäbe . . .!“

Noch hatte er es nicht ganz ausgesprochen, da hatte er schon den Schinken in der Hand. Ehe er sich von der großen Überraschung erholt hatte, sprach Peter wieder:

„Wünsch auch deiner Seelen Seligkeit!“

„Ja, ja, ich würde sie wünschen, wenn mir jemand dafür eine Feldflasche Wein gäbe.“

Noch hatte er es nicht ganz ausgesprochen, da baumelte ihm schon die Feldflasche am Hals. Der verabschiedete Soldat staunte noch mehr darüber. Und Peter sprach aufs neue zu ihm:

„Wünsch auch deiner Seelen Seligkeit!“



„Ja, ja, ich würde sie wünschen, wenn mir jemand dafür mein Augenlicht wiedergäbe.“ Da bestrich ihm Peter die Augenlider mit Speichel, und dann betete er etwas dazu. Als er Amen gesagt, fiel der Soldat vor Schreck auf den Rücken.

„Mensch, du bist des Teufels!“ stotterte er, als er aufstand.

„Nun, Freund, jetzt hast du auch dein Augenlicht; also wünsch deiner Seelen Seligkeit.“

„Ach, meiner Seelen Seligkeit brauch ich nicht! Doch ich bin Schafhirt gewesen, bis ich vom Wein des Werbers trank; auch jetzt könnte mir nur die Herde was nützen. Also gib mir ein Schaf, Herr, und fette Weide!“

Peter erwiderte dem verabschiedeten Soldaten, daß er auch Schafe besitze, die sollte er hüten. Wenn er den Wald durchquere, solle er sie nur rufen, sie würden sich dort alle einstellen. Aber dann solle er es ihnen überlassen, wohin sie ziehen würden.

So geschah's. Der Verabschiedete tat jenseits des Waldes einen scharfen Pfiff, und – woher, woher nicht – die Schafe liefen alle herbei. Eins – zwei sprangen sie herum, und dann begannen sie zu weiden. Es war schon später Abend geworden, doch die Schafe zogen immer nur dahin, weideten nur fort. Der Verabschiedete hinter ihnen her. In der großen Dunkelheit wußte er garnicht mehr, wohin er trat, wohin er wanderte, ging nur immer dem Geläute nach. Als der Morgen eingeläutet wurde, blökten die Schafe vor einem entsetzlich großen Tor. Schließlich öffnete sich dieses Tor auch, und heraus trat St. Peter.

„Schnapsigen guten Morgen, Herr!“

„Wie steht's, mein Sohn? Übrigens komm, wir wollen meine Schafe einzählen.“

Als sie anfangen, sie hinein zu lassen, da schüttelte sich jedesmal das Schaf, das hineingesprungen war, jenseit des Tores und flog als schöner geflügelter Engel weiter. Beim letzten rief Peter:

„Eins ist noch draußen geblieben!“

Drauf schaute der Verabschiedete zurück, Peter aber packte ihn rücklings beim Kra-



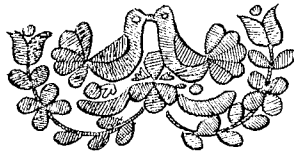
gen und zog ihn hinein in das strahlende Himmelreich. Ei, weiß die Katz' wovor er sich fürchtete! Einige Sterne waren eingerostet; die warfen sie alle dem Verabschiedeten in den Schoß, daß er sie auf Soldatenweise putze. Das besorgte er und piff dabei; aber darüber wurde er fast krank, daß im Himmelreich das Fluchen nicht erlaubt war.

Hört, wie das Tanzen und Pfeifenrauchen begann

Im Anfang, als die Welt entstand, weilten Adam und Eva im Paradies, mußten aber nach einiger Zeit von dort hinaus, und da fingen auch sie an, das Feld zu bebauen, denn nun mußten sie vom Ertrag des Bodens leben. Mit der Zeit begannen sie sich zu vermehren, und so nach hundert Jahren war schon viel Volk da, aber vom Tanzen und vom Rauchen hatten sie noch nie gehört und wußten gar nicht, wie das Tanzen und wie das Pfeifenrauchen war. Manchmal kamen die Leute zusammen und plauderten, und die Frauenzimmer sangen, so gut sie konnten. Das war ihr Vergnügen. Adam erzählte, wie schön es im Paradies gewesen war, wie gut sie es dort gehabt hatten, und wie sie von dort vertrieben worden waren, er erzählte von Kain, dem Mörder, und vom Tode seines Sohnes Abel. Ein anderes Mal erzählte er, was er von den Erzengeln Michael und Raphael gehört hatte, von den Herrlichkeiten des Himmels und von dem Sturz der hoffärtigen Engel und von den Qualen der Hölle und vom endlichen Kommen Jesu Christi und noch von vielem anderen, denn er hatte immer etwas zu erzählen, was die Leute gern hörten. Adam und Eva wußten viel über dergleichen zu sagen, denn der Erzengel Gabriel hatte ihnen alles erzählt, und so verbrachten sie die Zusammenkünfte mit heilsamen Gesprächen. Einmal kamen sie wieder zusammen und unterhielten sich und sangen, aber irgendeine Sünde begingen sie niemals.

Doch der Satan, der ein böser Feind von allem Guten und Heiligen ist, hatte keine Freude an einem derartigen Benehmen der Menschen. Wenn das immer so zugeht, dachte er bei sich, wird das nicht gut sein, wozu ist denn die Hölle da, wenn sich das Volk so aufführt, dabei kann ich für die Hölle nichts gewinnen. Da muß ich eben etwas tun, mit den Händen im Schoß kann ich nicht sitzen, denn sonst gewinne ich nichts. Im Himmel kann ich nicht weilen, und auch in die Hölle kann ich nicht eher zurück, bis ich nicht etwas gewonnen habe.

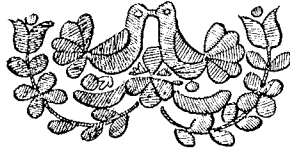
Der Satan ist klug und weiß, womit man das Volk leicht zur Sünde verführen kann. Ich werde ihnen also Dinge beibringen, womit ich sie am leichtesten in mein Netz locken kann.



Wieder einmal kamen die Menschen zusammen und unterhielten sich, auch diesmal wie sonst, hübsch artig. Sie beteten und sangen. Da zog sich der Satan wie ein Herr an, nahm eine langstielige Pfeife in den Mund, einen Krückstock in die Hand und klopfte an die Tür. Die Leute aber waren an das Klopfen nicht gewöhnt, also klopfte der Herr ein zweites und ein drittes Mal. Da ging einer von den Leuten hin und öffnete die Tür, der Herr trat ein ins Haus, grüßte, die anderen dankten für seinen Gruß, wunderten sich aber, was das für ein Mensch war, denn einen solchen Herrn mit Pfeife hatten sie noch nie gesehen, seine Pfeife rauchte wie ein Schlot. Man bot ihm Platz auf einer Bank an, und setzte sich neben einen Mann, rauchte und hörte zu. Eine Weile ging das Gespräch weiter, aber dem Gast gefiel diese Ordnung nicht recht, denn er war ja nicht zum Singen gekommen. Auf einmal stand er auf und sagte: „Ich geh, denn ich hab noch einen großen Weg vor mir und bin nur hereingekommen, um mich auszuruhen. Doch bevor ich fortgehe, möchte ich noch erfahren, ob ihr euch immer so zerstreut und keine anderen Vergnügungen kennt. So muß doch die Zeit für euch ziemlich lang werden.“ Worauf ihm das Volk antwortete: „Uns wird die Zeit nicht lang, heilige Gesänge, Gebet und Freundschaft, das ist unser Vergnügen.“ Da antwortete der Herr: „Schön und gut, das alles ist ja richtig, aber es gibt auch noch etwas Besseres, und ich möchte euch ein Vergnügen beibringen, das in unserem Lande Mode ist. Ich möchte euch das Tanzen lehren, das wird euch bestimmt gefallen, denn ich wundere mich sehr, wie ihr euch vergnügt, immer nur singt und betet. Da vergeht euch doch die Zeit nicht sehr vergnüglich.“

Da fragten ihn die Frauen: „Was ist das Tanzen, Herr? Wenn Ihr es wißt, seid doch so freundlich und zeigt es uns, denn wir wissen es nicht und haben noch nie das geringste davon gehört.“

Da grinste der Herr und erwiderte: „Wenn ihr es wünscht, ich lehre euch das Tanzen gerne, paßt nur gut auf und hört auf mich. Bevor ich aber mit dem Tanzen beginne, soll



doch jemand meine Pfeife in den Mund nehmen, und dann sollen alle nach der Reihe an der Pfeife ziehen, denn die schmeckt so gut, daß man dick wird davon."

So gab er denn die Pfeife einem, der neben ihm saß und schob ihm sogar das Mundstück in den Mund. „Nimm das nur getrost zwischen die Zähne, du wirst es nicht bereuen!" Und dazu dachte sich der Teufel, hab keine Angst, Mensch, denn wenn du jetzt das Rauchen kostest, wirst du es niemals mehr lassen und wirst dem zuliebe das Ei unter der Gluckhenne wegstehlen.

Der Mann begann an der Pfeife zu ziehen, und das schmeckte ihm so gut, daß er nicht genug Lobesworte finden konnte. Als er sich satt geraucht hatte, gab er die Pfeife - einem anderen und dieser wiederum einem anderen, allen gefiel die Pfeife, und sie rauchten sämtlich.

Während die Männer noch nach Herzenslust rauchten, begann der Herr zu singen und die Beine auf ungarische Art zum Tschardasch zu schwingen. Er setzte flink die Füße, stampfte auf, klopfte auf seinen Stiefelschaft und schlug die Hacken toll zusammen. Die Leute sperrten vor Staunen die Mäuler auf. Denn sie hatten noch nie tanzen gesehen. Der Herr aber sprang zu einer hin, riß sie an sich und drehte sie so toll im Tanz, daß es ihr den Atem verschlug. Dann nahm er sich eine andere und machte sie tüchtig schnaufen, alle, die da waren, ließ er tanzen und drehte sie so lange herum, bis ihnen Tränen in den Augen standen. Dann ließ er sie sich ein wenig hinsetzen, damit sie sich ausruhten und das Tanzen ihnen nicht über werde, und fragte sie nach einer Weile, ob denn das keine bessere Unterhaltung sei, als das viele Singen und unaufhörliche Beten. Da riefen alle miteinander: „Wir danken Euch, wir danken Euch und werden es Euch nie vergessen!"

Da lachte aber der Teufel, denn er wußte nur zu gut, daß beim Tanzen die beste Ernte für ihn reifen würde. Und er dachte sich, ich werde ernten für die Hölle, auch wo ich nicht gesät habe. Mit dem Tanzen fang ich so viele Vögel, wie ich nur will. Und dann begann der Herr wieder das Bein zu schwingen und den Tanz aller Menschen zu tan-



zen, aber er tanzte nicht allein, sondern alle, die da waren, machten es ihm nach. Der Teufel konnte sich nicht fassen vor Freude; ja, so ist das richtig, sagte er sich, so muß man mit dem Volk umgehen, so den Vogel in die Schlinge locken. Auf diese Art sorgte der Teufel dafür, daß die Menschen das Tanzen liebgewannen und seitdem diesen Unsinn immer weiter machen. Aber auch die Pfeife ging von Mund zu Mund, und alle fanden das Rauchen so gut, daß es heute alle Leute tun, ja selbst die Kinder. Der Teufel versicherte ihnen, sie sollten nur rauchen und tanzen, weil das ein schöner Zeitvertreib sei, und wieder tanzte er und mit ihm die ganze Gesellschaft, alle drehten sie sich auf eins, zwei, drei. Der Teufel wußte sehr gut, daß sie nicht ans Beten dachten, wenn sie tanzten. Die Pfeife ließ er ihnen als Geschenk da und gab ihnen auch Tabak, damit sie nur ja rauchten, und Tabaksamen, damit sie ihn anpflanzen könnten und Tabak hätten, soviel sie brauchten; und er lehrte sie auch Branntwein brennen, und trug ihnen auf, zu rauchen und zu trinken und sich so zu vergnügen, denn wenn die Kehle feucht sei, dann erst klinge das Lied richtig. So, nun wissen wir's, wer zu allererst mit dem Tanzen, dem Rauchen und mit dem Schnapstrinken begonnen hat; der Teufel hat es den Menschen beigebracht, hätte ihn doch lieber der Blitz erschlagen. Wie viele Leute haben sie schon ins Unglück gebracht, der Tabak und der Schnaps / das Rauchen und das Saufen; / wenn es das nicht gäbe, wäre halb so viel Zank in manchem Haus. Wenn ein Pfeifenraucher keinen Tabak hat, ist er imstande, das oberste zu unterst zu kehren.

Warum der Teufel keinen Husaren hat

No, der Teufel ist zum Gott gegangen. Er bettelte, daß er ihm einen Husaren geben soll. Er hat schon allerlei Leute, Husaren aber noch keinen. Der Gott sagt zu ihm: „Es ist gut. Geh dort und dorthin in die Husarenkaserne, dann und dann.“ Er hat ihm die Zeit festgesetzt. „Welcher Husar betet, der gehört Dir.“ Das hat ihm der Gott gesagt. No, er ist hingegangen. Der Teufel ist aber vergebens gegangen. Weil beten, beten tat keiner, aber fluchen konnte einer besser als der andere. No, vergebens. Er ging zum Gott zurück, um sich zu beschweren, daß die fluchen, nicht beten. „Deshalb hab ich Dich dort hingeschickt“, sagt er. „Damit Du keinen Husaren bekommst. Es gibt keinen.“ Ein Husar gelangt nicht in die Hölle.

Texte

- Ferenc Bónis, Der Märchendichter und die Märchenfigur des Háy János, Originalbeitrag
- Zoltán Kodály, Ein Selbstportrait, in: „Das Selbstportrait“, hrsg. von Hannes Reinhardt, Hamburg 1967
- Johann Garay, Dichtungen. Aus dem Ungarischen übersetzt von Kertbeny, 2. Auflage, Wien 1856
- Ungarische Volkslieder, übersetzt und eingeleitet von M. A. Greguss, Leipzig 1848
- Elisabet Sklarek, Ungarische Volksmärchen, Leipzig 1901
- Gyula Ortutay, Ungarische Volksmärchen, Stuttgart 1962
- Linda Dégh, Märchen, Erzähler und Erzählgemeinschaft, dargestellt an der Ungarischen Volksüberlieferung, Berlin 1962
- Karoly Gaál, Die Volksmärchen der Magyaren im südlichen Burgenland, Berlin 1970

Bilder

- László Eöszé, Zoltán Kodály, sein Leben in Bildern, Budapest 1971
- Hans Jürgen Hansen, Europas Volkskunst, Oldenburg und Hamburg 1967
- H. Th. Bossert, Ornamente der Volkskunst, 4. Auflage, Tübingen 1962
- Edit Fél, Tamás Hofer, Klara K.-Csilléry, Ungarische Bauernkunst, Budapest 1958
- M. Kresz, Ungarische Bauertrachten, o.J.
- Die Abbildungen auf den Seiten 12, 13, 18 und 24 entstammen dem Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek

Herausgeber: Die Generalintendanz der Württembergischen Staatstheater
Redaktion und grafische Gestaltung: Klaus-Peter Kehr
Druck: Chr. Belser, Stuttgart
Gedruckt auf OBOT mit Stern der Papierfabrik Scheufelen, Oberlenningen

Inhalt

Ferenc Bónis

Der Märchendichter und die Märchenfigur des Hány János 3

Zoltán Kodály

Ein Selbstportrait 9

Janos Garay

Der Obschitosch 22

Ungarische Volkslieder 32

Ungarische Volksmärchen

Dongó und Mohácsi 48

Wer besser lügen kann 61

Wie ist der erste Soldat ins Himmelreich gelangt? 62

Márton László

Hört, wie das Tanzen und Pfeifenrauchen begann 65

Warum der Teufel keinen Husaren hat 69

„

